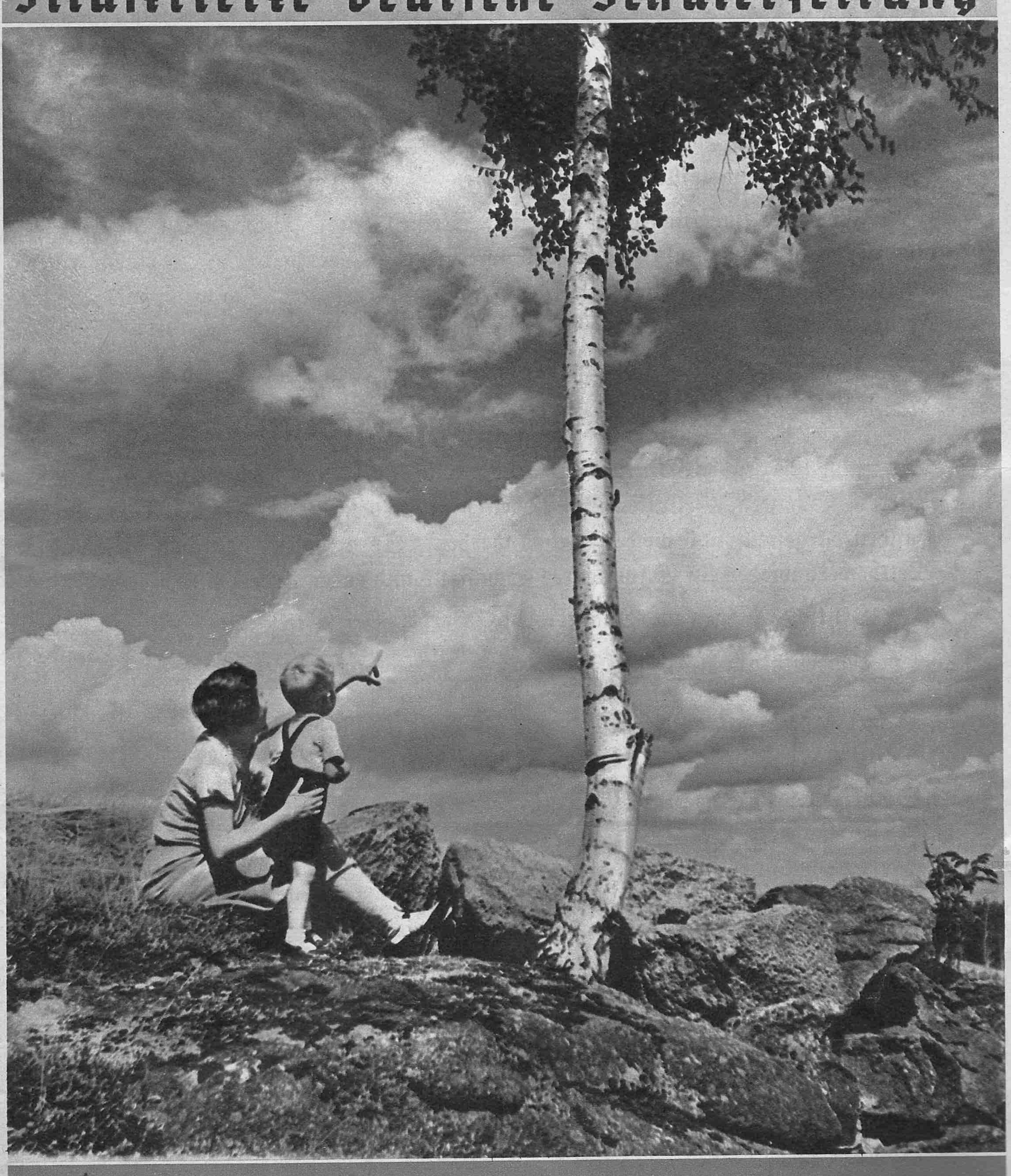
Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



Mai

Muttertag

Aufnahme: Guido Nage-Ulrich

Nr. 8 / 1939

Deutsche Jungen und Mädel!

Wieder ist ein „Hilf-mit!“-Schülerwettbewerb durch fleißige Kinderhände zu einem Erfolg gestaltet worden. Hunderttausende von Erwachsenen haben in Ausstellungen eure Arbeiten bewundert und ihnen ihre Anerkennung zuteil werden lassen. Die Reichsmessestadt Leipzig zeigt in diesen Tagen in ihren Mauern die besten Arbeiten aus dem ganzen Reich. In Italien und Japan wird ein Teil eurer Arbeiten Zeugnis ablegen von dem Gestaltungswillen und der Schaffensfreudigkeit der deutschen Schuljugend.

Ich danke euch für eure Mitarbeit! Meinen Dank glaube ich euch nicht besser ausdrücken zu können, als daß ich euch wiederum Gelegenheit gebe, in einem neuen Wettbewerb neue Preise und neue Anerkennung zu erringen. Ich weiß, mit wieviel Freude jeder „Hilf-mit!“-Wettbewerb aufgenommen wird.

Ich rufe euch hiermit auf zur Teilnahme am neuen Wettbewerb

„Schaffendes Deutschland“

Zum schaffenden Deutschland gehört auch ihr. Eure Heimat und in ihr das Wirken, Schaffen, Gestalten und Arbeiten des deutschen Menschen soll von euren Händen dargestellt und wiedergegeben werden. Sorgt dafür, daß auch dieser neue Wettbewerb wieder ein Erfolg eures Schaffens und eurer Arbeit wird.

Deutsche Jungen und Mädel! Ans Werk!

Bayreuth, im April 1939.

Fritz Wächtler

Reichswalter des NS.-Lehrerbundes,
Gauleiter der Bayerischen Ostmark.

„Schaffendes Deutschland“ – ein neuer Wettbewerb der deutschen Jugend!

Deutsche Jungen und Mädel!

Mit beispiellosem Erfolg hat euer letzter Wettbewerb „Volksgemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft“ seinen Abschluß gefunden. In Tausenden von Schulausstellungen, in Kreis- und Gauausstellungen sind eure Arbeiten gezeigt und bewundert worden.

Die besten Arbeiten aus dem ganzen Reich stehen zur Zeit im großen Ringmeßhaus der Reichsmessestadt Leipzig zur Schau.

Erfolg, freudige Mitarbeit und begeisterte Zustimmung hat sich der letzte Wettbewerb erworben. Das hat den Reichswalter des NS.-Lehrerbundes, Gauleiter Wächtler, veranlaßt, euch bereits jetzt zur Teilnahme an einem neuen Wettbewerb aufzurufen.

Während noch die Reichspreise für die besten Arbeiten im Reich an die Preisträger hinausgehen, sollt ihr bereits mit neuen Aufgaben und Zielen an die Arbeit gehen.

Was wird gefordert?

Ihr sollt von eurer Heimat aus alles Schaffen für Deutschland und die sichtbaren Erfolge dieses Schaffens darstellen.

Die Arbeiten aus allen Gauen werden dann wie ein zusammengesetztes Mosaikbild die große Schau „Schaffendes Deutschland“ ergeben.

Wer mit offenen Augen durch seine Heimat geht, dem kann es nicht verborgen geblieben sein, daß unser Vaterland durch das segensreiche Schaffen des Führers und des ganzen Volkes größer, schöner, reicher, stärker und gesünder geworden ist.

Das gilt es zu erkennen und wiederzugeben. Selbstverständlich können auch Leistungen, Taten und Erfolge der Vergangenheit des Gaues Beachtung und Darstellung finden.

Zur Erleichterung der Vorarbeit sollen euch folgende Hinweise und Aufteilungen dienen.

Schaffendes Deutschland.

1. Meine Heimat ist schöner geworden.

Dorfverschönerung, Stadtbildentschandelung, Neugestaltung von Städten, Schönheit der Arbeit, Erschließung von Naturschönheiten, neue Anlagen und Straßen, die Reichsautobahn, Feiern und Feiergestaltung, Gemeinschaft statt Klassenkampf usw.

2. Meine Heimat ist reicher geworden.

Erfolge der Erzeugungsschlacht, Erfolge der Altstoffsammlung, Erschließung neuer Bodenschätze, Durchführung des Vierjahresplanes, Arbeiten des Reichsarbeitsdienstes, Fruchtbarmachung von Ödland, Steigerung der Produktion, schaffendes Volk, Lieder, Gedichte, Geschichten und Märsche des Gaues, Arbeit statt Streik und Arbeitslosigkeit usw.

3. Meine Heimat ist stärker geworden.

Einigkeit statt Bruderkrieg, die Tätigkeit der NSDAP., Schutz der Grenzen, der Luftschutz, Wehrfreiheit statt Waffenlosigkeit usw.

4. Meine Heimat ist größer geworden.

Die Auslandsdeutschen gehören zu uns, die Erweiterung des Reiches, Gewinnung von Neuland, Bevölkerungswachstum usw.

5. Meine Heimat ist gesünder geworden.

Jugendherbergen, HJ.-Heime, Sportplätze, Bäder, Landschulheime, Freiluftunterricht, Kraft durch Freude, Erholungsheime, Ferienverschickung, Freiplatzspenden, Kindergärten, NSV.-Betreuung usw.

6. Wir helfen mit!

Was kann ich tun? Auf jeden einzelnen kommt es an! Naturschutzbeachtung, Naturpflege, Mitarbeit, Fleiß und Strebsamkeit, Sport, Landdienst, Kampf der Landflucht, Mithilfe am Vierjahresplan, Gefolgschaftstreue, Berufswahl usw.

Jede Arbeit soll nur euren Heimatgau umfassen. Wo kein Neuland gewonnen ist, kann z. B. keine Arbeit die Neulandgewinnung bringen. Auslandsdeutsche wiederum hat jeder Gau. Diese Auslandsdeutschen sind durch verwandtschaftliche und sonstige Bande mit ihrer Heimat verbunden. Sie rechnen heute als zu unserer großen deutschen Volksgemeinschaft gehörig, usw.

Diese Hinweise mögen genügen. Bis zum 31. Oktober 1939 müssen die fertigen Arbeiten an den Schulvertrauensmann von „Hilf mit!" abgeliefert sein. Ihr habt also Zeit, gut zu überlegen und sorgfältig zu arbeiten.

Die Ausführung der Arbeiten.

Wie bei den vergangenen Wettbewerben ist die Gestaltung der Arbeiten nicht beschränkt. Zeichnungen, Plakate, Bastelarbeiten, Bilderbogen, Handarbeiten, Modelle, Plastiken, Aufsätze, Photoaufnahmen und dergleichen sind in gleicher Weise willkommen. Besonders den Photokünstlern ist diesmal mehr als bei den früheren Wettbewerben Gelegenheit zur Betätigung gegeben.

Seht euch die Abbildungen von den Arbeiten des Wettbewerbes „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft" an. Sie werden euch manche Anregung geben.

Wieder gibt es Preise!

Neben Kreis- und Gaupreisen werden für die besten Arbeiten wieder als Reichspreise Fahrten durch Deutschland mit Eisenbahn, Schiff und Auto, einschließlich Übernachtung und Verpflegung, ausgesetzt.

Faltboote, Fahrräder, Photoapparate, Ausrüstungsstücke für Jungvolk, HJ., BDM. gibt es zu gewinnen.

Bücher, Bilder, Musikinstrumente, Sportgeräte, Spiele, Jugendherbergsgutscheine und vieles andere sind als Anerkennungspreise ausgesetzt.

Alle geeigneten Arbeiten werden in Schul-, Kreis- und Gauausstellungen, die besten Arbeiten in einer Reichsausstellung gezeigt werden. Die Namen der Preisträger werden veröffentlicht. Für alle ausgestellten Arbeiten erhält der Wettbewerbsteilnehmer ein Anerkennungsdiplom.

Sonderpreise.

Es sind folgende Sonderpreise ausgesetzt:

Für die besten Arbeiten über das Schaffen und die Leistungen der Auslandsdeutschen aus dem Gau von der Auslandsorganisation der NSDAP.,

für die besten Arbeiten über den Vierjahresplan von der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau,

für die besten Arbeiten über die Erzeugungsschlacht und die Bekämpfung der Landflucht vom Reichsnährstand,

für die besten Arbeiten über das kulturelle Schaffen Deutschlands (das schöne Deutschland) von der neuen illustrierten Wochenzeitschrift Deutschland-Spiegel.

Wie zu den früheren Wettbewerben werden wiederum führende Männer aus Partei und Staat Bilder mit Widmungen für besonders anerkennenswerte Leistungen überreichen lassen.

Wie sollen die Arbeiten sein?

Eure Arbeiten müssen fest, sorgfältig und sauber gearbeitet sein. Auch auf Schrift muß geachtet werden. Eine gute Handschrift (Sütterlin) ist besser als eine schlechte Kunstschrift.

Jede Arbeit muß deutlich erkennbar ein Gebiet aus dem Wettbewerbsthema behandeln. Reine Handfertigkeitsarbeiten, die zum Wettbewerb nicht in Beziehung stehen, sind für den Wettbewerb wertlos.

Jede Arbeit muß sichtbar (Vorderseite) und gut befestigt ein Schild oder dergleichen mit folgenden Angaben tragen: Vor- und Zuname, Gau, Schulort, Alter. Statt Vor- und Zuname steht bei Gemeinschaftsarbeiten: Knaben- (Mädchen-) Gemeinschaftsarbeit.

Das Schild soll so aussehen:

8 bis 12 Zentimeter

5 bis 8 Zentimeter

Anneliese Müller
Gau Ostpreußen
Ebenrode
13 Jahre

Jeder Arbeit ist ein weißer Zettel mit folgenden Angaben beizufügen:

Name des Schülers: ....
geboren am: .... Klasse: ....
Anschrift (Wohnort): ....
Straße: .... Nr.: ....
Schule: .... in: ....
Gau der NSDAP.: ....
Mitglied der HJ., JV., BDM.: ....
Benutzte fremde Hilfe: ....

Deutsche Jungen und Mädel!

Wir glauben mit diesem neuen Wettbewerb euch wiederum eine Freude bereitet zu haben. Geht frisch ans Werk!

Im November wollen wir im ganzen Deutschen Reich zu zeigen beginnen, daß wir stolz sein können auf unsere Heimat, stolz auf unser Vaterland, stolz auf unser

„Schaffendes Deutschland".

Von euch soll diese stolze Schau geschaffen werden!

Ein Sonnwendbrauch.

Auf der Straße fährt ein Wagen von Haus zu Haus. Es gesellen sich Knaben und Mädchen dazu, die Holz und Sträucher zusammentragen. Dieses wird auf einen Wagen geladen und auf einer Anhöhe geführt. Wenn es dunkel geworden ist, ziehen die Leute in Scharen auf die Höhe, wo man das Feuer abbrennt. Während die Flammen hoch in die Luft auflodern, werden Reden gehalten, Sprüche gesprochen und Lieder gesungen. Zum Schluß versucht hie und da ein Bursche oder ein Mädchen einen Sprung über das Feuer. Wenn das Feuer zu erlöschen beginnt, kehren alle mit Gesang in das Dorf zurück.

Als unser Frühlingsbrauch kann man das Obstbe[illegible] am [illegible] ansehen. [illegible] in der [illegible] nehmen die Kinder [illegible] Hand, binden die Obstbäume, schütteln sie und rufen dieses Sprüchlein:

„[illegible]!"

Das Rößelreiten.

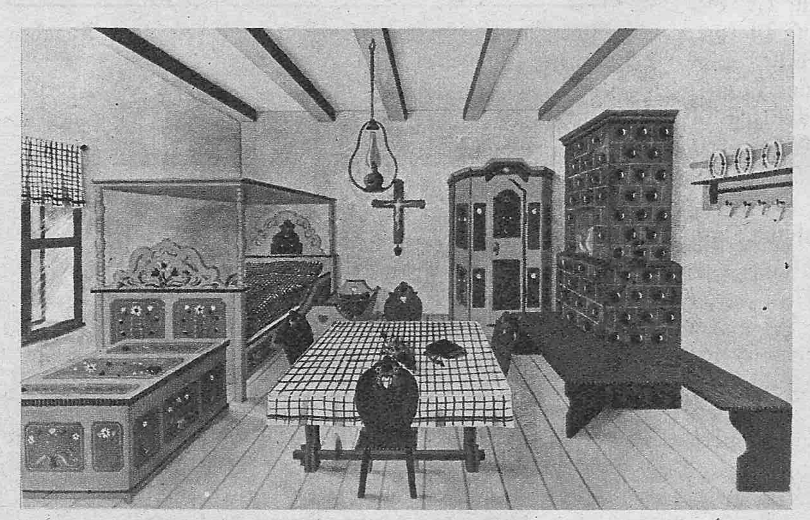
Mit dem Rößlein zieht das gesamte männliche Jungvolk des Dorfes mit Musikbegleitung von einem Bauernhofe zum andern. Der Altknecht schreitet dem Zuge voran und trägt auf einer Tasse einen Kranz, in dessen Mitte eine Sammelbüchse für die Beiträge zum „Hufbeschlag des Rößels" steht. Im Freien und in den Stuben macht das übermütige Rößel seine Luftsprünge. Zum Danke für die eingesammelten Gaben bedienen die Burschen ihre Auserwählten mit Bier, das sie in einer Kanne mit sich tragen.

Mädel der Bürgerschule Mährisch-Trübau (Sudetenland) entwarfen diese schönen Schrifttafeln, die von alten Schönhengster Volksbräuchen erzählen

... und der alte Wettbewerb?

Nun ist ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben. Der Reichswalter des NS.-Lehrerbundes, Gauleiter Fritz Wächtler, hat sich an alle Jungen und Mädel gewandt und sie aufgerufen zur Beteiligung. „Schaffendes Deutschland" heißt die Richtlinie für die neue Arbeit. Wie dieser Wettbewerb gedacht ist, davon habt ihr in den vorhergehenden Seiten gelesen. Die Schriftleitung wird in ihren Blättern „Hilf mit!" und „Deutsche Jugendburg" laufend Anregungen für diesen Wettbewerb veröffentlichen. Es muß ein genau so großer Erfolg werden wie „Volksgemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft".

Am 27. April wurde die große Reichsausstellung gleichen Namens in Leipzig eröffnet. Sie war eine großartige Schau hochkünstlerischer Schülerarbeiten. In allen Gauen hatten schon Wochen vorher Gauausstellungen stattgefunden, die überall begeisterten Anklang fanden. Alle Zeitungen berichteten darüber und brachten Photos der Arbeiten. Alle waren des Lobes voll.



Eine andere Bastelarbeit
zeigte uns eine vollständige Nachbildung einer schlesischen Bauernstube

Nur ein kleiner Ausschnitt der gesamten Arbeit, aber doch ein überwältigender Beweis für den Eifer, mit dem alle Jungen und Mädel an das Werk gegangen sind, war ein Besuch der Reichenberger Ausstellung. Die sudetendeutschen Schulen hatten nur ein Viertel der Arbeitszeit, die der Schülerschaft im Altreich zur Verfügung stand. Und dennoch schufen sie ausgezeichnete Sachen. In den zwei großen Messehallen ihrer Gaustadt Reichenberg hatten sie eine Ausstellung aufgebaut, die vorbildlich sein konnte für uns alle. Es war eine unglaubliche Fülle von guten Arbeiten zusammengekommen, und wir brauchten mehrere Stunden, um Stand für Stand eingehend besichtigen zu können. Unser Photograph machte eine Aufnahme nach der anderen. Dabei stöhnte er leise vor sich hin. Sicher ahnte er, daß seine Arbeit in der Reichsausstellung noch größer war als hier.

Die Ausstellung in Leipzig

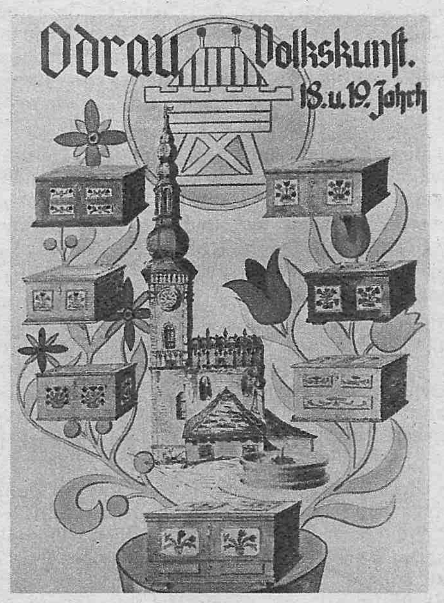
Was wir in allen Gauen bewunderten und zuletzt in Reichenberg – das hat in Leipzig noch einmal einen großen Eindruck gemacht. Hier waren nun die besten und schönsten Arbeiten des Wettbewerbes „Volksgemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft" ausgestellt. Es war eine herrliche Schau von Schülerarbeiten, und alle, die diese Ausstellung besuchten, waren begeistert. Mit emsigem Fleiß waren in allen Dörfern und Städten die Jungen und Mädel ans Werk gegangen. Ihr Fleiß wurde belohnt durch die Anerkennung, die ihre Arbeiten bei allen Besuchern der Reichsausstellung im Leipziger Ringmessehaus fand.

Wer erhielt Preise?

Ihr möchtet nun gern noch mehr darüber erfahren, ihr möchtet die besten Arbeiten hier im Heft abgebildet sehen und die Namen der Preisträger wissen. Das können wir euch erst in der nächsten Folge von „Hilf mit!" sagen. Solange müßt ihr noch warten.



Zwei Lehrlinge (14 und 16 Jahre) aus der Johnsdorfer Volksschule schufen diesen Kleiderschrank nach altem Muster



Eine Darstellung Odrauer Volkskunst

Aufnahmen: Dr. H. Weskamp



Die Bürgerschule Mährisch-Neustadt schuf diese Tafel



Besucherinnen der Reichenberger Gauausstellung versuchen einmal, ob die schlesische Trachtenhaube aus Goldstickerei und mit langen Bändern auch wirklich paßt

Was tun?

Der neue Wettbewerb hat begonnen. Da gibt es für euch alle nur eins: Mitmachen! Jeder Junge, jedes Mädel, jede Klasse, jede Schule muß dabei sein. „Schaffendes Deutschland" heißt dieser neue „Hilf-mit!"-Wettbewerb. Zeigt in euren Arbeiten das Bild eurer Heimat und ihres Schaffens, zeigt, wie sehr Bauerntum, Handwerk, Handel und Gewerbe bei euch daheim fest in der Landschaft verankert sind.

Ihr sollt das Bild eurer schaffenden Heimat durch Wettbewerbsarbeiten ausdrücken. Auch diese Arbeiten werden in einer großen Reichsschau für alle zugänglich gemacht. Es muß daher euer größter Stolz sein, das Beste zu schaffen; denn so, wie ihr eure Heimat darstellt, so sieht der Besucher sie und glaubt eurer Darstellung. Was tun? Ihr fragt noch? Die Antwort ist klar und eindeutig: Mit allerhöchstem Fleiß und Eifer das beste Bild der Heimat geben. — Das ist eure Aufgabe.

Nur noch eins

Unter euch sind etliche, die schicken uns Briefe und abermals Briefe, in denen sie nach ihren Arbeiten fragen. Gebt nicht das Geld so leichtsinnig aus. Wir können euch darauf doch keine Antwort geben. Wendet euch an euern Schulvertrauensmann. Der allein weiß Bescheid darüber und wird euch bereitwillig jede Auskunft geben. Das gilt auch für den neuen Wettbewerb „Schaffendes Deutschland". Nun ans Werk! Jeder muß dabei sein.

Was weißt du von der Memel?

Es war im Herbst des Jahres 1933. Im Reich schickte man sich an, die furchtbaren Schäden der vergangenen Zeit zu bessern und zielbewußt mit dem Neubau zu beginnen. In allen Gauen regte sich der deutsche Schaffensgeist wieder. Auch das Deutschtum jenseits der Grenzen, das durch die Willkür der Gegner dem Vaterland entrissen worden war und unter fremder Gewalt leben mußte, schöpfte neue Hoffnung. Der Deutsche begann freier zu atmen. Widerstandsgeist wurde wach.

Ich war damals im Memelland, traf auf meiner Fahrt memeldeutsche Jungen und nahm dann an einem Heimabend mit ihnen teil. Ich will das Erlebnis erzählen.

Wir waren in einem kleinen Fischerdorf an der Nehrung. Ein müder Herbstabend war zur Neige gegangen, da trafen wir uns auf verschwiegenen Wegen. Denn öffentlich durfte dort damals niemand bekennen, daß er Deutscher sein und bleiben wollte. Der kleine Raum in dem Försterhaus, in dem wir zusammenkamen, war mit Föhrenzweigen geschmückt. Einer der Jungen brachte den Wimpel der Gruppe mit, der an der Stirnseite des Raumes Aufstellung fand. Ein anderer hatte die Kerzen besorgt, die in die von den Jungen geschnitzten Holzleuchter gesteckt wurden. Ihr Schein und das Licht einer schlichten Petroleumlampe gab dem Raum seine Helligkeit. Die Fenster waren dicht verhangen. Kein ungebetener Gast sollte hier Einlaß finden. Draußen sang der Wind in den Föhren sein eintöniges Lied. Wir hörten sein Brausen trotz der dicht geschlossenen Fenster.

Vor dem Haus stand ein Wachtposten. Er sorgte für die Sicherheit seiner Kameraden. Dann klang das Lied auf: „Wenn alle untreu werden ..."

Wir sangen es gedämpft, standen Hand in Hand. Tiefernst waren die Gesichter der Fischer- und Bauernjungen. Ihre Gedanken waren im Reich, dessen Größe und Schönheit sie doch nur aus den Erzählungen ihrer Väter kannten. Deutsche Jungen auf Vorposten. Sie spürten es täglich am eigenen Leibe, was das heißt. Still brannten die Kerzen.

Der Älteste unter ihnen begann zu sprechen. Er erzählte von der Heimat, vom Memelland. Alles das, was die litauische Schule verschwieg, gab er seinen Jungen und mir, dem Reichsdeutschen, der still und beschämt in einer Ecke saß. So schilderte der schlichte Fischerjunge von der Nehrung die Geschichte seiner Heimat: „Die Geschichte des Memellandes beginnt mit dem Einzug der deutschen Ritter. 1252 gründen die mächtigen Herren des Ordens der Schwertbrüder am Haff, dort, wo sie die Mündung der Memel glaubten, die Feste Mümmelburg. Als Stützpunkt lag sie hier, und der Orden sorgte bald, daß in dem Land der Moore und Bruche, wo der gewaltige Elch hauste und der Uhu nachts sein Klagen hören ließ, Ordnung unter die dort lebenden Stämme kam. Mit dem Orden kamen auch die ersten Siedler aus dem Westen und nahmen das Land unter den Pflug. Bald wuchs um die Burg die erste Stadt Ostpreußens, die sich nach der Herkunft ihrer Bürger zu Anfang stolz Neu-Dortmund nannte, bald danach aber in den Quellen schon als Mimelenborg, woraus dann später Memel wurde, auftaucht. Als der Deutsche Ritterorden im Jahre 1525 aufgelöst wurde und das Herzogtum Preußen entstand, wurde das Memelland sein nordöstlichster Bestandteil.

Durch die Jahrhunderte bleibt das Memelland bei Preußen. Memelländer und die Preußisch-Litauer leben friedlich und in vollem Verständnis nebeneinander und miteinander.

Als der Weltkrieg ausbricht, treten beide genau so selbstverständlich unter die Fahnen, um die Heimaterde zu verteidigen. Das Land ist deutsch, so deutsch wie nur irgendeines im großen Reich. Dann kommt der Zusammenbruch. Der Versailler Schandvertrag zwingt das deutsche Volk unter das Joch des Besiegten. Grausam werden deutsche Gebiete fremder Macht und Gewalt unterstellt. Gierig griff der Feind im Jahre 1920 mit stahlgepanzerter Faust nach dem Osten des Reiches. In seinen Krallen blieb das Land an der Memel hängen. Der Franzose rückte ein. In der Stadt Memel, in der das preußische Königspaar 1808 Zuflucht vor Napoleon fand, regierte eine fremde Besatzung. Aus dem Memelland war amtlich ein „Territoire de Memel" geworden."

Ganz still ist es in unserer kleinen Gemeinschaft. — Einmal klappt die Tür. Der Wächter von draußen tritt zu uns. „Wir können weitermachen. Der Posten ist durch. Unser litauischer Gendarm zieht es bei dem Wetter vor, in seiner Kate zu sitzen und seinen selbstgebrauten Schnaps zu trinken."

Martin, der blondschöpfige Führer der Jungen, spricht weiter: „Ich hab mir die Stelle aus dem Vertrag gemerkt, die auf uns Bezug hat. Da heißt es, daß Deutschland zugunsten der Feindbundmächte auf alle Rechte und Ansprüche auf die Gebiete zwischen der Ostsee, der Nordostgrenze Ostpreußens und den alten Grenzen zwischen Deutschland und Rußland verzichtet. Man hat diese Forderung damit begründet, daß die Bevölkerung unserer Heimat in der Mehrheit litauischer Abstammung sei und daß sie zu Litauen wolle.

Kaum war diese Verdrehung der Wahrheit bei uns im Lande bekannt geworden, da erhob sich ein Schrei der Empörung. Unsere Fischer und unsere Bauern wollten Deutsche bleiben. Damals, es war im April 1919, haben alle Kreise des Landes — und ganz besonders die, auf die Litauen hoffte, die Preußisch-Litauer, gegen die Losreißung des Landes Einspruch erhoben. Rund 98 v. H. der Bewohner des Kreises Heydekrug protestierten. Von 23 399 Stimmberechtigten haben damals — beinahe im Angesicht der feindlichen Bajonette und Maschinengewehre — 21 685 ihren Namen unter die Erklärung gesetzt und damit vor aller Öffentlichkeit den deutschen Charakter unseres Landes bekannt."

Die Kerzen sind fast herabgebrannt. Der Sprecher schaut auf die Uhr.

„Kameraden, die Stunden sind beinahe um für uns. Nur kurz noch den Inhalt des Protestschreibens von damals. Mein Vater hat ihn abgeschrieben und ihn mir erst vor einem Jahr gegeben. — Da heißt es:

Wir litauischen Einwohner des Kreises wollen bei Deutschland verbleiben und erheben entschiedensten Einspruch gegen einen Anschluß an Russisch-Litauen.

Alles das hat nichts geholfen . . . Man trennte das Land ab, und dann überfiel es der Litauer an jenem 11. Januar des Jahres 1923, an dem das Ruhrgebiet von französischen Truppen besetzt wurde. Das Memelland war litauisch."

Schweigend haben sich die Jungen erhoben. Die kleinen grün-weiß-roten Fähnchen, die Heimat-



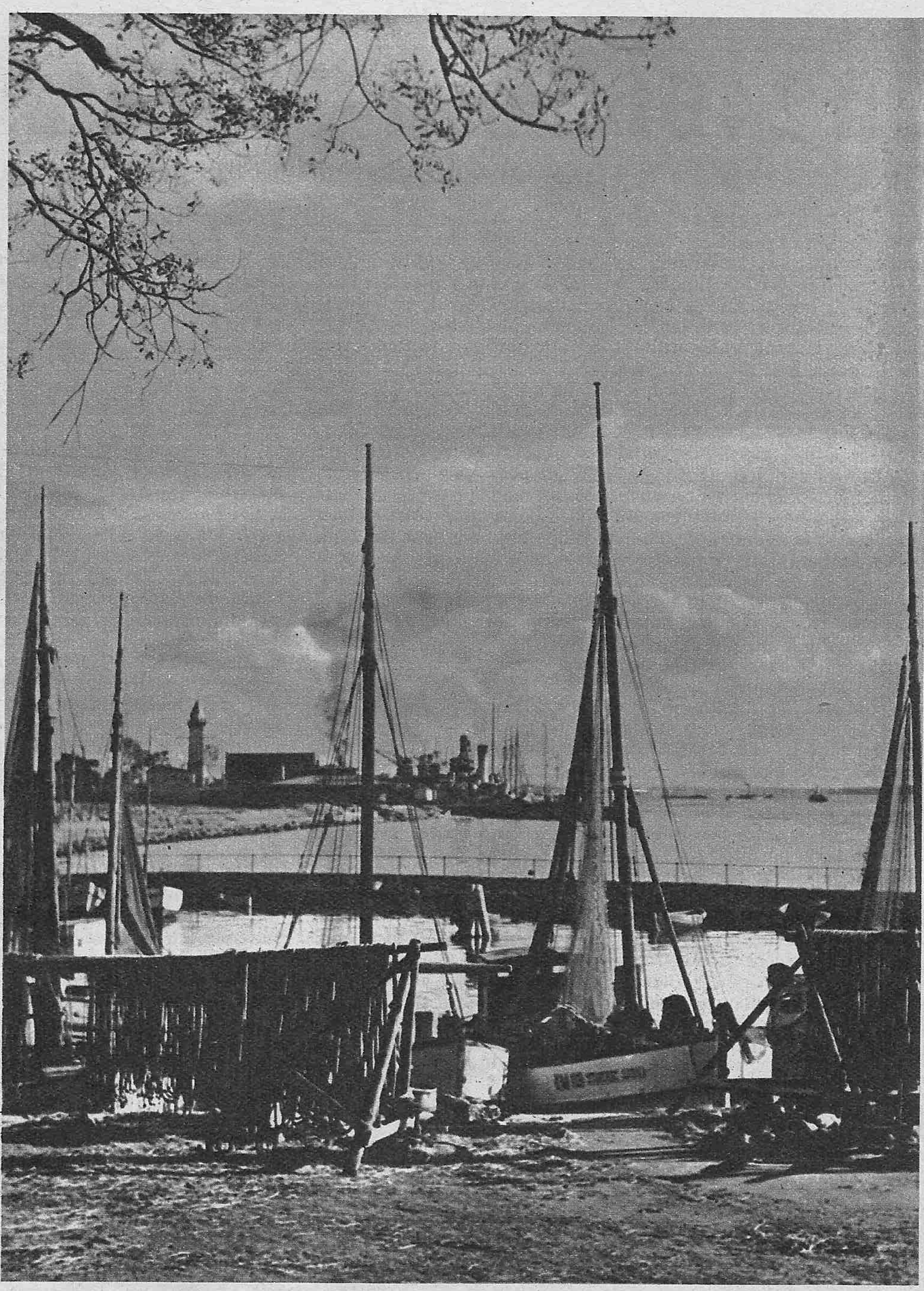
Königin-Luise-Brücke in Tilsit — Aufn.: Heinr. Heymann

farben, an den Wänden über dem Bilde des Führers flattern leicht hin und her. Ein kurzer Händedruck, dann gehen die Buben auseinander. Zwei räumen noch auf. Die Fähnchen, die Wimpel, das Bild — alles, was an die Zusammenkunft erinnern könnte, verschwindet. Kahl liegt der Raum wieder. Zusammen mit dem Führer der Jungen verlasse ich ihn zuletzt. In dieser Nacht sind wir beide noch lange am Strand entlanggewandert. Wir sprachen von der Sehnsucht nach dem Reich und von dem Schicksal des deutschen Memellandes. Was Martin mir erzählte, habe ich später aufgeschrieben als Erinnerung an diesen Tag auf den Dünen.

Klein ist das Land dort oben im Osten. Nicht ganz 3000 Quadratkilometer sind es, die die Tat des Führers dem Reiche wiedergewonnen hat. Etwa 150 000 Deutsche wohnen dort in der Stadt Memel, den Dörfern und den einsamen Gehöften des Landes.

Als am 23. März der Großdeutsche Rundfunk in den Mittagsstunden die Ansprache des Führers an die befreiten und heimgekehrten Memelländer übertrug, als der unendliche Jubel durch den Äther erscholl, stand das Bild dieser schlichten Landschaft wieder vor meinen Augen und die Erinnerung an jenen Abend. Ich sah die Dünen wieder vor mir, sah die weiten Bogen der mächtigen Luisenbrücke bei Tilsit, die nun wieder einen Sinn gefunden hat.

Seit ewiger Zeit schlagen die ruhelosen Wogen der Ostsee an die Ufer der Nehrung. Sie laufen über den Strand und versickern so schnell, wie sie kamen. Grün leuchtet das Laub der Eichen und Erlen, dunkel glänzen die sturmgeprobten Kiefern und Föhren. Stürme brausen in den Frühlingsnächten und an dunklen Herbsttagen über das Land hin, und der Elch, der schweigsame Gast, schreitet majestätisch über die Dünen. Einsam ist das Land dort hoch im Nordosten des Reiches.



Die Einfahrt zum Memeler Hafen. Aufn.: Corinth
Die willkürliche Grenzziehung des Schanddiktats von Versailles ließ die Hafenanlagen der alten deutschen Handelsstadt veröden. Jetzt wird es anders werden

Memelland, das ist dein Antlitz, so wie ich es sah: Tiefe Wälder und leuchtende grüne Wiesen, Birkenalleen, die im Frühjahr mit ihren lichten Schleiern winken, goldgelbe Kornfelder, die im Sonnenglast des Sommers wie lohes Gold erstrahlen, rotglühende Heide im Herbst, auf der Wacholderbüsche dunkel wie Wächter stehen, griesig in frühen Wintertagen die Erlengehölze, die der Wanderer schnell durcheilt, Memelland — Ordensland — weit geht der Blick von Bauernhof zu Bauernhof. Endlos ziehen die Wolken darüber hin.

Aus der Erinnerung tauchen dann auch die Umrisse des Zuchthauses von Bajohren auf, von dem die Memelländer mit Ingrimm sprachen. Dort wollte man den festen Sinn der Deutschen brechen. Hunderte der Besten haben hier für ihre Überzeugung gesessen und gebangt. Als das Kownoer Bluturteil gefällt wurde, als die Führer der Deutschen zum Tode verurteilt wurden, da wurde Bajohren voll, übervoll. Es ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Kampfes um Memel, daß keiner der zum Tode Verurteilten damals schwach wurde, daß keiner die Litauer um Gnade bat. Die Memeldeutschen wollten ihr Recht, für das sie auch gestorben wären. — Das Bluturteil von Kowno ist 1935 aufgehoben worden.

Als der deutsche Aar die Deutschen in Österreich, im Sudetenland unter seine Schwingen nahm, ahnte das Land an der Memel die Stunde der Befreiung, für die seine Söhne gekämpft hatten. In stillen Kammern im ganzen Lande wurden die Fahnen des Sieges genäht. Harte Hände stickten das Zeichen des Sonnenrades auf das Tuch. Die grün-weiß-rote Fahne des Memellandes und die Fahne des Reiches lagen bereit. Noch in der Nacht vom 22. zum 23., als sich die ersten litauischen Truppen bei Nacht und Nebel über die Grenze zurückzogen, wurden die Fahnen gehißt. Wie ein strahlender Teppich lag es über dem ganzen Land, als der Führer am Mittag des 23. März in Memel eintraf und diese äußerste Nordostecke dem Reich wiedergab. Das Wort des Führers aber: „Ihr werdet nun einmünden in diesen großen Strom unseres nationalen Lebens, unserer Arbeit, unseres Glaubens, unseres Hoffens und wenn notwendig auch unseres Opfers“, hat seinen festen Platz gefunden im Herzen jedes einzelnen.

G. Holgen.

Die Tat des Führers

In 24 Stunden – 3 Staatsverträge

Eine politische Übersicht von Henrich Hansen

Es ist das Schicksal der Völker, daß sie sehr oft Grenze an Grenze mit Nachbarn leben müssen, die die gleichen Sorgen und Ziele haben wie sie. Es muß nun für jeden Staat oberstes Gesetz sein, zunächst die Lebensrechte seines eigenen Volkes zu sichern. Es ist begreiflich, daß in dem oben gekennzeichneten Falle es dann sehr oft zu Zusammenstößen der Völker kommen kann. So leben viele Staaten gefährlich. Trotzdem kann dieser Zustand erträglich sein, wenn bei beiden Partnern die Vernunft herrscht und beide durch Ausgleich und Austausch ihrer Güter, ja, auch des Lebensraumes, d. h. des Bodens, die Spannungen beseitigen. Wir kennen in der Geschichte eine Reihe solcher Fälle. Manchmal verstanden die Lenker der Geschicke dieser Völker nicht die Zeichen der Zeit, dann gab es Krieg, oder man versuchte die Sorgen des Nachbarn zu verstehen, dann machte man durch Verträge unhaltbaren Zuständen ein kurzes Ende. Wir unterscheiden zweierlei Staatsverträge: Einmal solche, die nach dem Abschluß eines Krieges unterzeichnet werden — und dann als Friedensverträge in die Geschichte eingehen, oder solche, die auf Grund gegenseitigen Einverständnisses im Frieden abgeschlossen wurden. Ein anschauliches Beispiel dafür, daß nicht jeder Vertrag zur Befriedigung und zur Beruhigung der Völker beitragen muß, ist der Friedensvertrag von Versailles. Ein Vertrag, der zwischen zwei Gruppen von Völkern zustande kam.

Nachdem die deutschen Truppen vier lange Jahre hindurch siegreich im Feindesland gestanden, sie den Feind schlugen, wo sie ihn fanden, gab der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Programm bekannt, das ganz kurz umrissen besagte: Es soll ein Frieden der Gleichberechtigung geschlossen werden, damit die Lebensrechte aller Völker wirtschaftlich, kulturell und politisch berücksichtigt werden. Alle Völker der Erde werden dann abrüsten können, weil die Gerechtigkeit herrscht und kein Grund mehr für Kriege vorhanden ist! — Wir wollen annehmen, daß der Präsident es einst mit diesen Grundsätzen ehrlich gemeint hat, genau so wie das deutsche Volk. Sollte das nur eine Kriegslist gewesen sein — liegt da ein Verbrechen an der Welt vor? Tatsache jedenfalls ist, daß wir damals die Waffen niederlegten und damit einem Betruge zum Opfer fielen, denn die anderen Völker dachten gar nicht daran, Ähnliches zu tun, sondern sie konnten nunmehr mit Waffengewalt unser Volk dazu zwingen, jenen Schandvertrag zu unterzeichnen, der in Wirklichkeit kein Friedensvertrag, sondern ein Diktat der Gewalt und des Unrechts wurde.

Dieses Diktat, das haben die Jahre nach 1918 bewiesen, hatte nicht die Lebensrechte des deutschen Volkes oder etwa des italienischen, ungarischen oder bulgarischen berücksichtigt, sondern es war ein Beweis dafür, daß Gewalt vor Recht ging. Die durch diesen Vertrag benachteiligten Staaten verelendeten immer mehr und wären wohl daran zugrunde gegangen, wenn sich nicht in Deutschland der Führer und in Italien der Duce gefunden hätten, mit starker Hand diesen Völkervertrag der Schande zu zerreißen.

Wir kommen damit zu drei deutschen Staatsverträgen, die geboren wurden aus dem Unrecht von Versailles, aber klar beweisen, daß das Lebensrecht zweier Vertragspartner gewährleistet werden könne auch unter schwierigsten Verhältnissen. Nun werden manche Wissenschaftler den Begriff des Staatsvertrages anders fassen, als wir in diesem Aufsatz. Wir haben an dieser Stelle schon sehr oft in Aufsätzen nachgewiesen, daß das ehemalige tschecho-slowakische Staatsgebilde ein künstlich geschaffenes sei. Die Väter des feindlichen Diktates hatten mitten in den deutschen Lebens- und Wirtschaftsraum hinein, unter Losreißung uralten deutschen Landes, einen neuen Staat gebildet. Seine einzige Aufgabe bestand darin, Ausgangspunkt für einen Angriff auf Deutschland zu sein. Er wurde nicht mit Recht als das Flugzeugmutterschiff der uns feindlichen Staaten bezeichnet. Als im letzten Jahre nach dem Abkommen von München ein großer Teil der deutschen Gebiete im Sudetenland wieder zum Reich kam, glaubte mancher, nun sei die Befriedigung für Europa erreicht. Daß das nicht der Fall war, bewiesen die Unruhen des Monat März innerhalb des ganzen Staatsgebietes der Tschecho-Slowakei. Sie richteten sich klar gegen Deutschland. Die Abmachungen, die zwischen dem tschechischen Staatspräsidenten Dr. Hacha und dem Führer während des Höhepunkts der Krise abgeschlossen wurden, gipfelten in der Bitte Hachas, Böhmen und Mähren in einer noch näher zu bestimmenden Form dem Reiche einzuverleiben. Hier handelt es sich nicht um einen Staatsvertrag, sondern um die Bitte der zuständigen Regierung eines Volkes um Schutz durch das Reich. Die Slowakei hatte sich schon vorher aus ihrem alten Staatsverband getrennt und sich selbständig gemacht. Die kleine Slowakei mit ihren 2,5 Millionen Einwohnern war selbstverständlich weder politisch noch wirtschaftlich in der Lage, ohne den Schutz eines mächtigen Nachbarn sein Dasein zu erhalten. Deshalb sprach der slowakische Staat die Bitte um Übernahme des Schutzes durch Deutschland aus. Es wurde ein Vertrag auf 25 Jahre abgeschlossen, nach dem das Deutsche Reich den Schutz der Unabhängigkeit des neuen Staates übernimmt.

Die militärischen Kräfte des Deutschen Reiches werden dafür sorgen, daß niemand es wagt, den jungen Staat anzutasten. Nun muß man wissen, daß das Verhältnis von Böhmen und Mähren zum Reiche ein ganz anderes ist, als das der Slowakei zu uns. Die Slowakei ist nicht in das Gebiet des Deutschen Reiches eingegliedert, während Böhmen und Mähren ein Bestandteil des großen Deutschen Reiches geworden sind. Wohl aber wurde durch den Vertrag erreicht, daß das kleine Land, die Slowakei, mit dem großen Deutschland auch wirtschaftlich zusammenarbeitet. Die Slowakei mit ihren landwirtschaftlichen Produkten und ihrem großen Waldreichtum wird in Zukunft

DIE SLOWAKEI
Ihre Bodenschätze und landwirtschaftlichen Produkte

Weide u. Futterbau — Roggen u. Kartoffeln — Weizen u. Roggen — Zuckerrüben u. Gerste

Im Schutze des Deutschen Reiches geht die freie Slowakei einer Zeit friedlicher Arbeit und zielbewußten Aufbaus entgegen

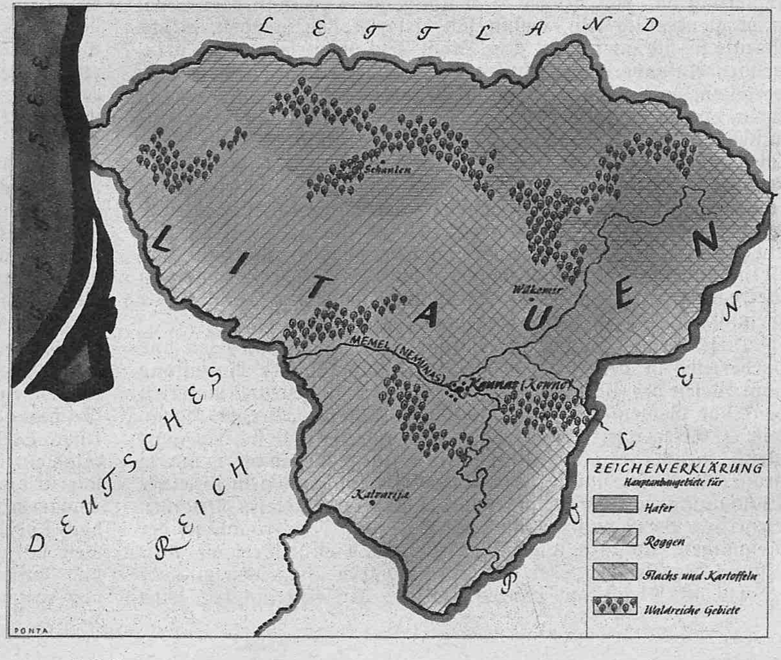
Das deutsch-rumänische Wirtschaftsabkommen vom 23. März 1939 dient beiden Völkern und leitet einen umfassenden Austausch von Handelsgütern ein

ein wertvoller Lieferant für uns sein, aber auch ein Abnehmer deutscher Industriearbeit. Der Vertrag wird also für beide Teile außerordentliche Vorteile bieten.

Der zweite wichtige Staatsvertrag mit Rumänien wurde in Bukarest unterzeichnet. Er ist ein Musterbeispiel, wie zwei Staaten wirtschaftlich zusammenarbeiten können. Deutschland will Rumänien bei der Erschließung seiner Reichtümer behilflich sein. Deutschland, als der beste und aussichtsreichste Abnehmer der Naturprodukte, kann sofort die so erschlossenen Bodenschätze wieder für sich verwenden. Das bedeutet für Rumänien Wohlstand und die Möglichkeit, im Innern den Aufbau zu fördern. Einen solchen Staatsvertrag wie den deutsch-rumänischen, der von beiden Partnern in voller Freiheit unterzeichnet wurde, wird man erst in seiner tiefsten Bedeutung nach Jahren ermessen können. Er bildet ein Gegenstück zu dem Versailler Vertrag, der die Wirtschaftsbeziehungen der Völker zerschlug, statt aufzubauen.

Als letzter Vertrag des 23. März ist noch der deutsch-litauische Vertrag zu vermerken, der als erster an diesem Tage bekanntgegeben wurde. Es steht darin, daß Litauen das dem Deutschen Reiche zu Unrecht einst fortgenommene Gebiet wieder freiwillig an Deutschland zurückgibt. Deutschland ist großzügig genug, auch in Zukunft den Litauern die Benutzung des Memeler Hafens zu gewähren, der Führer genehmigte damit den Litauern, in einem deutschen Hafen ihre Schiffe zu löschen. Wir sind überzeugt, daß aus dem bisher gespannten Verhältnis zwischen Deutschland und seinen Nachbarn nicht nur der Friede erwachsen wird, sondern auch der Wohlstand Litauens.

Diese drei Verträge beleuchten klar die Ziele deutscher Außenpolitik. Deutschland hat nicht die Absicht, Böses mit Bösem zu vergelten, d. h. ähnliche Verträge vorzulegen wie den Versailler; aber es ist fest entschlossen, sein eigenes Schicksal durch Abmachungen mit seinen Nachbarn selbst zu bestimmen. Ob dem Ausland das gefallen mag oder nicht, ist ohne Bedeutung. Wesentlich allein ist, welchen Nutzen unser Volk daraus zieht und daß unsere Vertragspartner zufrieden sind. Alle Verträge, die Deutschland bisher geschlossen hat, dienten dem Wohl des deutschen Volkes, seines Vertragspartners und damit dem Frieden der Welt.



Zwischen Deutschland und Litauen wurde am 22. März ein Abkommen unterzeichnet, mit dem das deutsche Memelland dem Reiche zurückgegeben wurde

Welchen Sinn hat deine Berufswahl?

Von Dr. Walter Stets, Oberregierungsrat im Reichsarbeitsministerium

Lieber Wolfgang!

Für deinen Brief danke ich dir; vor allem freue ich mich, daß du die Frage deiner Berufswahl so ernsthaft überlegst und nun auch mich fragst, weil du das Glück hast, in mir einen Onkel zu besitzen, der im Ministerium mit diesen Fragen zu tun hat. Ich muß dabei an die Zeit denken, wo ich selbst noch jung war und vor derselben Frage stand wie du heute.

Du hast deine eignen Wünsche und Gedanken mit den vielen guten Ratschlägen, die du von deinen Eltern und Verwandten erhalten hast, abgewogen und erfährst nun zum erstenmal im Leben, wie schwierig solch eine entscheidende Wahl ist.

Diese Sorge um das eigne Schicksal nimmt alle Gedanken so in Anspruch, daß wohl selten jemand, der in gleicher Lage ist, sich überlegt, welche Bedeutung diese Frage für unsre gesamte Volksgemeinschaft hat und welche Folgerungen sich daraus für unsre eigne Entscheidung ergeben. Überlegungen, wie du sie eben für dich selbst angestellt hast, sind der Gesprächsstoff andrer Familien in viel größerem Umfange, als wir gemeinhin annehmen. Mehr als 1 100 000 Jungen und Mädel werden zu Ostern im Deutschen Reich aus den Volksschulen und mittleren und höheren Lehranstalten entlassen, um in einen Beruf einzutreten. Mehr als eine Million einhunderttausend: das ist für den Staat eine Aufgabe von entscheidender und weittragender Bedeutung! Denke nur einmal ein paar Jahre zurück: als der Führer am 30. Januar 1933 die Macht übernahm und ein Heer von sieben Millionen Arbeitslosen vorfand, stellte er sich die Aufgabe, diese Arbeitslosigkeit in vier Jahren zu beseitigen: „Gebt mir vier Jahre Zeit!" Wer hat sich einmal klargemacht, was es bei dieser unerhörten Aufgabe bedeutet hat, daß in jedem dieser vier Jahre um die Osterzeit je 1 200 000 Jugendliche aus den Schulen kamen und in den Berufen auch ihren Platz suchten? Fast fünf Millionen sind in diesen vier Jahren neu zu den Millionen von Arbeitslosen hinzugekommen, die der Führer in Arbeit und Brot zu bringen hatte. Die Eingliederung dieser fünf Millionen junger Menschen in das Berufsleben mußte so vorbereitet sein und durchgeführt werden, daß der erste Vierjahresplan, die Beseitigung der sieben Millionen Arbeitsloser, nicht gestört wurde.

Und wie sieht der Staat diese Aufgabe heute? Die Lage unsrer Wirtschaft, die Durchführung des zweiten Vierjahresplanes ist beherrscht von einer Sorge, die dringlicher ist als alle Devisennöte und als aller Rohstoffmangel: das ist die Sorge um die ausreichende Zahl von Facharbeitern. Das Problem des ersten Vierjahresplanes, Beseitigung der Arbeitslosigkeit, hat sich im zweiten Vierjahresplan zu dem entgegengesetzten umgedreht: Facharbeitermangel. Verschärfend kommt hinzu, daß sich in den Zahlen der Schulentlassenen von Jahr zu Jahr jetzt immer stärker der verhängnisvolle Geburtenrückgang bemerkbar macht, den wir in den Jahren 1920—1933 zu verzeichnen hatten. In dieser Lage ist die Berufswahl unsrer 1 100 000 Schulentlassenen für die Reichsregierung von sehr großer Bedeutung; denn es kann dem Staat nicht gleichgültig sein, wohin sich diese Massen wenden, welche Berufe sie sich aussuchen. Der Staat steht vielmehr vor der dringenden Aufgabe, diesen Zustrom so auf die einzelnen Berufe zu verteilen, daß allen Berufen, insbesondere aber den staatswichtigen, ein ausreichender Nachwuchs gesichert wird. Der jetzt festzustellende Facharbeitermangel ist im wesentlichen auf die planlose, ungeregelte Nachwuchspolitik der vergangenen Zeit zurückzuführen, die hierin keine Führung anerkannte, sondern alles laufen ließ, wie der einzelne wollte. Heute kann der Staat nicht tatenlos zusehen: die Berufswahl ist nicht allein eine Frage des einzelnen. Die Berufsberatung, die der Staat aufgebaut hat, ist nicht mehr eine Einrichtung der Jugendpflege oder der sozialen Betreuung; vielmehr ist die Berufswahl heute ein Problem der Gesamtheit, der ganzen Volksgemeinschaft.

Dieser große Wandel hat sich viel tiefer schon vollzogen und vorbereitet in der entscheidenden Wendung unsrer Auffassung vom Wesen des Berufes. Eine liberalistisch eingestellte, materiell denkende Gemeinschaft sieht das Wesentliche des Berufes darin, daß er Gelegenheit bietet, den Lebensunterhalt zu sichern, ganz gleich, welcherart die Tätigkeit ist: je mehr sie abwirft, um so größer die Befriedigung. Der Nationalsozialismus geht in seiner Anschauung von der ursprünglichen Bedeutung dieses deutschen Begriffes Beruf aus, er fühlt die Berufung der Erbanlage, der Neigungen, Anlagen und Fähigkeiten, und er steigert die Auffassung des Berufes über das Eigenwohl des einzelnen hinaus: „Beruf ist Dienst am ganzen Volke"; der einzelne hat seine Anlagen und Fähigkeiten so anzusetzen, wie es das Wohl der Gesamtheit bedingt.

Diese Betrachtungen mögen idealistisch erscheinen. Aber eine kurze Überlegung beweist, daß auch der Materialist sich diese Auffassung ohne Schaden zu eigen machen kann: Wenn du einen Beruf ergreifst, in dem du deine angeborenen Anlagen und Fähigkeiten voll ausnutzen kannst, so erweist du damit deinem Volke einen großen Dienst, weil der Leistungserfolg größer ist als an einer Stelle, wo manche ererbte Anlage ungenützt verkümmert. Wo wir aber den größten Leistungserfolg haben, ist auch fast ausnahmslos der sachliche Erfolg zu verzeichnen. Der Leistungserfolg bestimmt das Einkommen.

Nicht immer decken sich die Wünsche des einzelnen mit den Notwendigkeiten, die durch die Entwicklung der Wirtschaft und durch die Ziele der Reichsregierung bedingt sind. Im Gegenteil, es ist fast erschütternd, zu beobachten, wie sich von Zeit zu Zeit die Wünsche der Eltern und Kinder auf einige wenige Berufe zusammenballen, daß diese „Modeberufe" in einem Maße überlaufen werden, das in gar keinem Verhältnis zu den tatsächlich vorhandenen Möglichkeiten steht; dagegen werden andre staatswichtige Berufe fast ganz vergessen. Derartig einseitige Strömungen sind gerade heute in krasser Form zu beobachten. Besonders die Metallberufe und die kaufmännischen Berufe sind so beliebt, daß in manchen Orten für andere Berufe gar keine Bewerber mehr übrigbleiben.

Demgegenüber steht die Tatsache, daß andre Berufe, die für die Erhaltung unsres Volkes gerade heute von entscheidender Bedeutung sind, nicht genügend Zustrom an Nachwuchs erhalten, so daß viele offene Lehr- und Ausbildungsstellen nicht besetzt werden können: das sind z. B. alle Berufe in der Landwirtschaft, die Hauptberufe des Baugewerbes, die bergbaulichen Berufe u. a. m., Berufe also, die für die Durchführung des Vierjahresplanes von entscheidender Bedeutung sind. Soll die Ernährung unsres Volkes gefährdet werden, weil unsre Jugend, selbst die vom Lande stammende und dort aufgewachsene, keine Lust hat, auf dem Lande zu bleiben, sondern in die Städte strömt, um das Heer derer zu vergrößern, die auch schon vergeblich auf eine Stelle in der Metallindustrie oder in den kaufmännischen Büros warten? Sollen die Bauvorhaben an neuen Produktionswerkstätten und an neuen gesunden Wohnungen zum Stocken kommen, weil unsre Jungen in ihrer Begeisterung für einen andern „modernen" Beruf den des Maurers vergessen?

Bei den Mädchen ist besonders bedenklich, daß die typisch weiblichen Berufe aller Art in der Landwirtschaft, in der Hauswirtschaft, in der sozialen und pflegerischen Arbeit gemieden werden. Viele Bauern schränken die Viehhaltung ein, denn die überlastete Bauernfrau vermag die Arbeit in Haus, Hof und Stall nicht mehr zu schaffen, weil sie keine Hilfskraft für diese Arbeiten bekommen kann; die Mädchen, selbst die eignen, lassen sich stärker anlocken durch die Arbeit in den Werken, die „Freiheit" und bares Geld bietet. Auch in der Stadt weiß manche kinderreiche Mutter nicht mehr aus noch ein, weil die wenigen Hausgehilfinnen, die noch zur Verfügung stehen, die leichteren Stellen im kinderlosen Haushalt bevorzugen.

Es ist selbstverständlich, daß der Staat solchen Erscheinungen nicht tatenlos zusehen darf, sondern daß er für eine planvolle Nachwuchslenkung sorgen muß. Für die Mädchen ist aus diesem Grunde das Pflichtjahr eingeführt worden. Wenn nun der Staat seine Nachwuchslenkung darauf richtet, den übertriebenen und nicht notwendigen starken Zustrom zu diesen Berufen zu drosseln und auf andre lebenswichtige Berufe zu leiten, dann kommt eine solche Führung nicht nur dem Volksganzen, sondern letzten Endes auch dem einzelnen zugute.

Große Zusammenhänge tun sich bei diesen Betrachtungen auf! Deine Berufswahl ist nicht nur eine Angelegenheit des kleinen, engen Familienkreises; sie ist verknüpft mit dem gesamten Geschehen unsrer Zeit. Die Entscheidung, die du triffst, trägt einen Stein zu dem großen Aufbauwerk des Führers bei oder reißt ein Stück dieses Werkes nieder. Jedes unsrer Einzelschicksale ist aber abhängig von dem Bestand des Reiches und seinem Wohlergehen, ist verkettet mit dem Schicksal der Gesamtheit. Deshalb sind diese Gedanken über die Berufswahl nicht nur wichtig, weil sie gerade im Zusammenhang mit deinen eignen Sorgen und Nöten stehen, sondern sie sind bei der Lösung dieser Frage von entscheidender Bedeutung.



Das badische Städtchen Schönau im Wiesental im badischen Land ist der Geburtsort des Freiheitskämpfers Albert Leo Schlageter

Schlageter fiel

Sommer 1914. Heiß liegt die Sonne über den ernteschweren Feldern des Badener Landes. Froh schaut der Bauer über wogende, goldene Getreidefelder und blickt dann voller Dank zum Himmel, der ihm diesen reichen Erntesegen bescherte. Voller Frieden und tiefer Ruhe liegen Dorf und Stadt.

Da blitzen auf dem Balkan die Schüsse des bosnischen Mordbuben auf, denen der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin zum Opfer fallen. Das ist der Krieg.

Die Mobilmachung trifft Albert Leo Schlageter, den Schwarzwälder Bauernsohn, mitten in seinen Vorbereitungen zur Reifeprüfung. Für ihn gibt es jetzt nur noch eins, ihn beseelt nur noch ein Gedanke, derselbe, der alle ehrlichen und aufrechten jungen Deutschen zu den Fahnen eilen läßt. In Erkenntnis seiner Pflicht meldet sich der Zwanzigjährige zum freiwilligen Eintritt in das 76. Feldartillerie-Regiment und rückt schon am 7. März des Jahres 1915 ins Feld.

Vier Jahre lang kämpft Albert Leo Schlageter wie die Millionen deutschen Feldgrauen an allen Fronten des großen Krieges. Als Dreiundzwanzigjähriger wird er Offizier, er hat bereits das E. K. II erhalten. Anfang 1918 erhält er auch das E. K. I. Schlageter ist Kamerad seiner Leute und teilt mit ihnen Sorgen und Leid. Er steht mit ihnen in den vordersten Schützengräben. Die Leute seiner Batterie hängen abgöttisch an ihm und sind bereit, alles für ihn zu tun. Er ist ihr Führer und Kamerad. Einer, dem sie zu folgen bereit sind, wohin er auch immer befehle.

Als das Jahr 1918 zu Ende geht, als unfähige und verantwortungslose Politiker das Reich und seine heldenhafte Armee von hinten erdolchen, muß auch Schlageter seine Leute heimführen ins zerbrochene Reich. Es ist kein freudiges Wiedersehen mit der Heimat. Deutschland ohne Ehr' und Wehr. Deutschland in tiefster Not. Die Soldaten der Front verachtet und bespien von Landesverrätern und Deserteuren, die in ihren schmutzigen Händen das Staatsruder halten.

Angeekelt von dem feigen Verrat entschließt sich Schlageter, wieder ins bürgerliche Leben zurückzukehren. Zwar kann er sich nun nicht mehr für den einst freudig ergriffenen Theologenberuf begeistern, sondern läßt sich an der Freiburger Universität in der Volkswirtschaftlichen Fakultät einschreiben. Aber nur einige Semester widmet er sich der Arbeit, dann zwingt es ihn wieder fort von Schule und Studium. In Deutschland tobt der Bürgerkrieg. An der Grenze lauert beutegierig der Bolschewismus. Oberschlesien ist in Gefahr. Am Rhein stehen Franzosenregimenter und terrorisieren mit ihren Nigger- und Halbbluttruppen die deutsche Bevölkerung. Deutschland ist nie tiefer gedemütigt und erniedrigt worden.

Täglich kommen Meldungen von den Greueltaten bolschewistischer Regimenter im Baltikum. Dieses Land deutscher Kultur und deutschen Arbeitsfleißes ist von den bolschewistischen Horden bedroht. Es droht im Blut der russischen Revolution zu versinken.

Da bilden sich deutsche Freikorps. Schlageter schließt sich dem in Freiburg gegründeten Freikorps Medem sofort an. Mit den

vielen anderen Studenten und Weltkriegssoldaten zieht er abermals aus, die Heimat zu verteidigen, deutsche Kultur zu wahren und im heiligen Haß dem völkermordenden Treiben der Bolschewisten mit Einhalt zu gebieten.

An der Erstürmung Rigas hat Schlageters Batterie erheblichen Anteil. Besonders aber sein persönlicher Einsatz beim Kampf um die Dünabrücke ermöglicht den Sieg der deutschen Landeswehr.

Die lettische Regierung aber, auf deren Anforderung und Versprechen die deutschen Soldaten gekämpft und gesiegt haben, fällt nun verräterisch der deutschen Regierung in den Rücken. Die Entente verlangt von der deutschen Regierung den Rückzug der Baltikumtruppen.

Verraten und bekämpft von allen Seiten, in heldenhafter Abwehr immer siegreich, kehren die ungeschlagenen Truppen und mit ihnen Schlageter in die Heimat zurück.

Im Reich geht es drunter und drüber. Überall flammen Spartakistenunruhen auf. Hell lodert der Brand des Aufruhrs im Ruhrgebiet. Deutschland droht im Bruderkrieg zu verbluten.

Wieder sind es die deutschen Freiwilligen, Frontsoldaten und Baltikumer, die sich kampfbereit und fanatisch den roten Umstürzlern entgegenwerfen. Schlageter kämpft in der Brigade Löwenfeld für die deutsche Sache. Im Jahre 1920 wird auch diese Brigade ins Sennelager übergeführt und aufgelöst. Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Ihre Soldaten werden von der Dienstpflicht und dem Treueid entbunden.

Schlageter kann nach all dem Kampf und nach all den gebrachten Opfern nicht mehr ins bürgerliche Leben der Ruhe und materiellen Sättigung zurück. Er fühlt sich bei seinen Kanonieren wohler und bleibt mit ihnen zusammen. Auf Gütern in Pommern und Ostpreußen verdingte er sich mit ihnen als Landarbeiter. Immer in der Hoffnung, im Falle der Not wieder einsatzbereit zur Verfügung stehen zu können.

Er und seine Leute werden auch bald wieder benötigt. Oberschlesien ist in Gefahr. Tatenlos sieht die deutsche Regierung dem Treiben polnischer Insurgenten zu, die in einem deutschen Land ungestraft ihre blutige Gewaltherrschaft treiben. Schlageter eilt mit seinen Leuten sofort in das bedrohte Gebiet und stellt sich dem Freikorps Heinz Hauenstein zur Verfügung. Überall verteidigen die deutschen Freikorpskämpfer das deutsche Land gegen die Polen. Viel Unheil verhüten sie.

Die Volksabstimmung am 20. März 1921 bringt das Bekenntnis der Oberschlesier zum Deutschen Reich. Deutschland ist jetzt unumschränkter Herrscher über oberschlesisches Land. Die Polen müßten abziehen und den Oberschlesiern ihr Land wieder überlassen. So glauben alle. Auch der Freikorpsführer Hauenstein. Er entläßt seine Leute und schickt sie in die Heimat zurück. Auch Schlageter kehrt zum ersten Male seit langer Zeit zurück ins Vaterhaus.

Im Dezember desselben Jahres ruft die Pflicht ihn nach Danzig. Es gilt einer polnischen Spionage-Zentrale den Garaus zu machen. Mit unerhörter Geschicklichkeit, mit nieverzagendem Mut geht Schlageter an die Arbeit, bis die Lage für ihn in Danzig zu gefährlich wird und er seiner Sache nicht mehr dienen kann.

Schlageter kehrt nach Berlin zurück und versucht sich durch kaufmännische Arbeit und Gründung einer Export- und Importgesellschaft sein tägliches Brot zu verdienen. Hier in Berlin findet er sofort Anschluß an nationalsozialistische Kreise und tritt in die Berliner NSDAP. ein. Seine Mitgliedsnummer ist 61. Er nimmt auch an der geheimen Fahnenweihe in Kalkberge teil und gelobt den Kampf für diese Fahne, deren Aufschrift „Gott will den Kampf" lautet. In München nimmt er am ersten Parteitag der NSDAP. im Januar 1923, ebenfalls an der Führertagung der Freikorps Hauenstein und Roßbach, auf der die Arbeit für die norddeutsche NSDAP. durchgesprochen wurde, teil. Im Ruhrgebiet beginnt der passive Widerstand. Als am 31. März französische Maschinengewehre in Essen eine friedliche Kundgebung Kruppscher Arbeiter zusammenschießen, bei der 13 Tote und über 30 Verletzte die Opfer sind, da erhebt sich im Reich der beste Teil der deutschen Jugend zum Widerstand. Die Ruhrsabotage beginnt, geleitet und einheitlich durchgeführt vom Freikorps Oberland. Auch Heinz Hauenstein ruft in Elberfeld seine Kameraden zusammen und bildet Stoßtrupps. Einen davon führt Schlageter.

Aufgabe der Stoßtrupps ist es, wichtige Eisenbahnlinien zu sprengen, damit den Franzosen die Möglichkeit genommen wird, die geraubte Ruhrkohle nach Frankreich zu befördern. Der stille und zähe Kampf beginnt. Schlageter beweist sich als wahrer Führer. Nie setzt er seine Leute leichtsinnig aufs Spiel, nie bringt er Menschenleben in Gefahr.

Sprengtrupp Schlageter geht ans Werk. In stockfinsterer Nacht ein Flammenzeichen. Donnernder Knall zerreißt die Stille. Wieder ist eine Brücke gesprengt, trotz eifrigster Überwachung durch die französischen Posten.

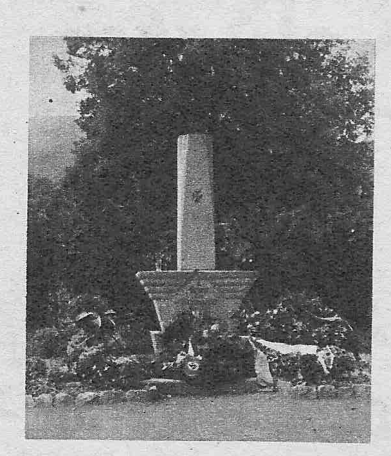
Eine Brücke mehr, über die nie wieder ein französischer Kohlenzug seinen Raub fahren kann.

Am 15. März erfüllt Schlageter mit seinen Leuten den Auftrag, der seiner Arbeit für Deutschland ein Ende setzt. Er hat den Auftrag erhalten, die Brücke bei Kalkum an der Strecke Duisburg—Düsseldorf zu sprengen. Schlageter erfüllt ihn. Es gelingt ihm, den französischen Schergen zu entkommen, ohne daß auch nur einer seiner Leute gefaßt wird.

Jetzt holen die Franzosen zum gemeinsten Gegenangriff aus. Sie verhaften in Kaiserswerth unschuldige Bürger als Geiseln und zwingen den Bürgermeister, einen Steckbrief gegen Schlageter zu erlassen. Aber nie wäre diesem Steckbrief Erfolg beschieden gewesen, wenn



Ein Blick auf das Schlageter-Denkmal
und die Heimatstadt Schönau im bad. Schwarzwald



Die letzte Ruhestätte
auf dem Friedhof seiner Vaterstadt

Aufnahmen: Walter Rothe-Bavaria (5)



Das Geburtshaus Albert Leo Schlageters. — Vor der Tür der Vater des Kämpfers

Schlageter nicht durch eingeschlichene Spitzel verraten worden wäre. Eines Tages wird Schlageter in seinem Essener Quartier verhaftet, gerade als er es verlassen wollte, um sich und die notwendigen Akten in Sicherheit zu bringen. Die Franzosen sind froh, ihn erwischt zu haben. Sie verhaften alle seine Freunde und Kameraden und überführen sie, wie ihn selbst auch, ins Düsseldorfer Untersuchungsgefängnis.

Trotz unmenschlicher Behandlung gelingt es den französischen Militärbehörden nicht, ihn zum Verrat seiner Leute zu erpressen. Schlageter nimmt alle Schuld auf sich. „Für das, was ich getan habe, trage ich die Verantwortung", sagt er dem Vorsitzenden, „ich bin bereit, die Folgen zu tragen."

Dann verkündet das Gericht seinen Spruch. Schlageter wird zum Tode verurteilt, seine Kameraden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit oder vielen Jahren Gefängnis.

Ein Gnadengesuch lehnt Schlageter ab. „Ich bin nicht gewohnt, um Gnade zu betteln."

Am Morgen des 26. Mai tritt der Staatsanwalt mit acht französischen Militärs in die Zelle Schlageters und teilt ihm mit, daß seine Stunde gekommen sei.

Ruhig und gefaßt nimmt Schlageter seine Worte auf. Nachdem er gebeichtet und kommuniziert hat, führen ihn französische Soldaten zum Gefangenenauto, das ihn zur Golzheimer Heide bringt. Das Exekutionskommando steht schon bereit. Schlageter wird an den weißen Todespfahl geführt, gefesselt und gezwungen, niederzuknien. Dann macht eine Gewehrsalve seinem heldenmütigen Leben ein Ende. Seine letzten Worte zu den ihn begleitenden drei deutschen Freunden waren: „Grüßen Sie mir mein Deutschland!"

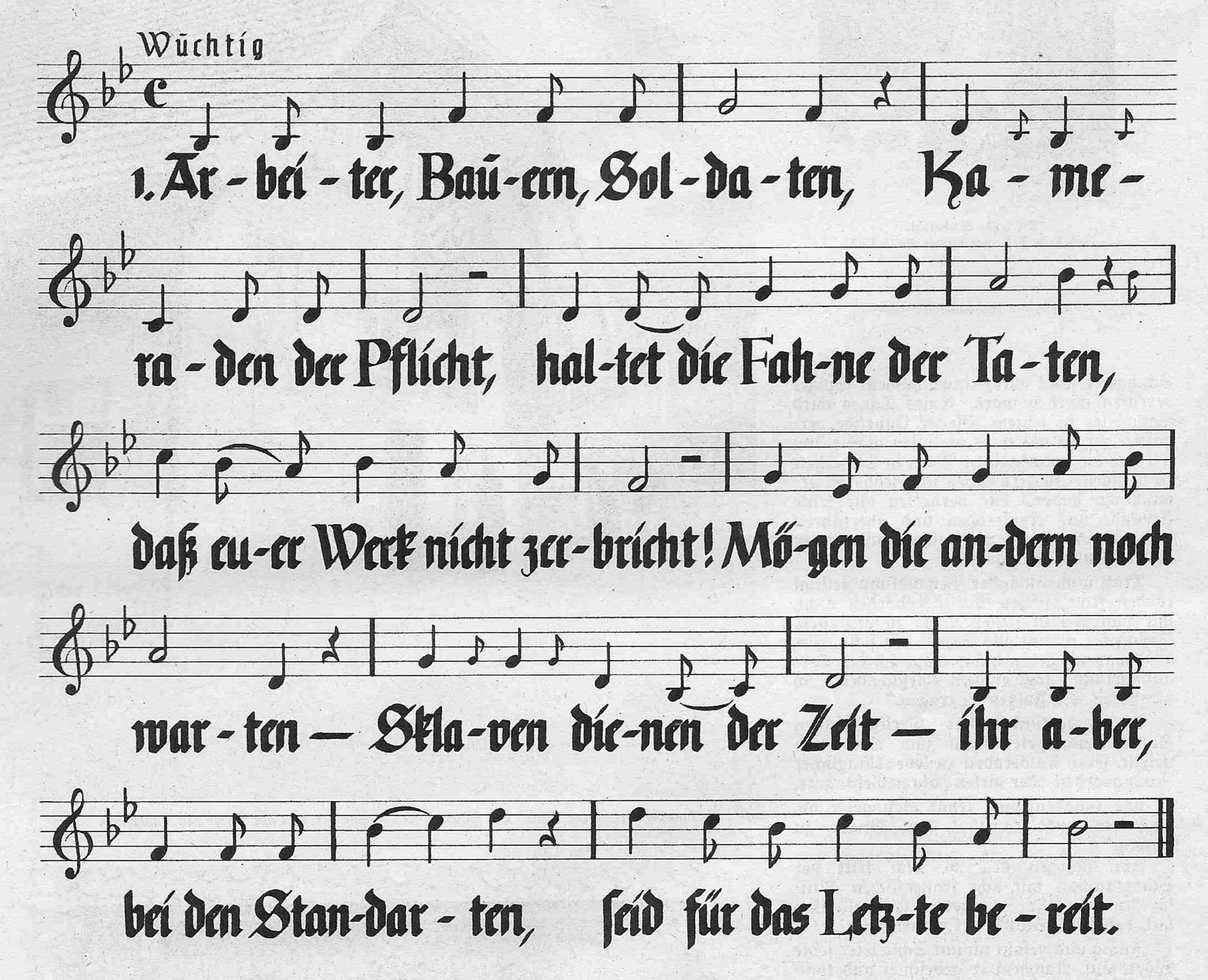
Der einzige Franzose, der dem toten Helden gerecht wurde, war der Oberstaatsanwalt Dumoulin. „Es ist unmöglich", sagte er zum Verteidiger Schlageters, „daß ein Mann so tapfer und heldenmütig stirbt wie dieser deutsche Offizier, wenn nicht sein Handeln, das ihn zum Tode geführt hat, von edelster, reinster und uneigennützigster Vaterlandsliebe geleitet war."



Am Geburtshaus kündet eine Erinnerungstafel
vom Leben und Sterben des deutschen Soldaten Schlageter

Arbeiter, Bauern, Soldaten.

Fahneneinmarschlied zum 1. Mai



2. Arbeiter, Bauern, Soldaten, haltet die Geißel der Zucht, jedes Volk, das mißraten, ward vom Lichte verflucht. Mögen die andern noch prassen, Sklaven der Eitelkeit, nicht voneinander lassen dürft ihr in zagender Zeit.

3. Arbeiter, Bauern, Soldaten, schürt eure Feuer im Herd, hämmernd schmiedet die Taten mit Pflug und Meißel und Schwert. Dome erstehen aus Hallen, schwingen in ehernem Ton. Wir alle kämpfen und fallen in einem Glauben, Nation!

Worte: Herbert Böhme. Weise: Erich Lauer. Mit Erlaubnis des L. Voggenreiter-Verlages, Potsdam



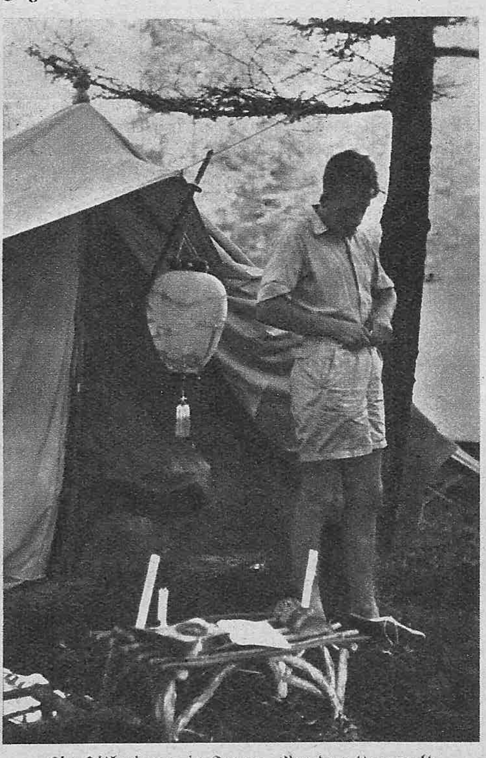
Die gemeinsame Front

Kameradschaft der Jugend des weltpolitischen Dreiecks

Zeitungen und nicht zuletzt der Rundfunk haben uns oft genug von den Fahrten der Hitler-Jugend ins Ausland, nach Italien und selbst nach Japan, berichtet. Und mancher von uns hat einen Kameraden, der das Glück hatte, dabei zu sein, und der nachher begeistert von seinen Erlebnissen erzählen konnte, sei es auf dem Heimabend oder in der Schule. Wenn man dann die Bilder in den Zeitungen oder die selbst aufgenommenen Photos bewunderte — wer hatte da nicht den Wunsch, auch einmal mit herauszukommen, das befreundete Land und seine Jugend kennenzulernen. Was gab es da alles auf den Aufnahmen zu sehen! Vorbeimarsch der HJ. vor dem Duce auf dem Forum Mussolini, das bunte Leben im Auslandslager der italienischen Jugend auf dem Campo Mussolini, das alljährlich die auslandsitalienische Jugend in Rom vereinigt und an dem immer auch eine starke Abordnung der HJ. teilnimmt. Dann wurden die herrlichen Landschaften Italiens betrachtet, die seit Jahrhunderten immer wieder die Sehnsucht der Deutschen erregten und ihnen Kraft gaben zu unsterblichen Bauwerken und Kunstschätzen: das ewige Rom mit seinen großen Bauten aus der Antike, dem Forum Romanum und dem Kolosseum, dem größten Amphitheater des Altertums, mit seinen Palästen aus der Zeit der Renaissance, und dann das neue Rom des Faschismus mit seinen großartigen Bauten, unter vielen anderen der Via triumphalis und dem Forum, das nach dem Duce benannt ist. Sie vermitteln unvergeßliche Erlebnisse. Sehen wir noch die bewegten Bilder von Mailand, Florenz, Venedig und Neapel, dann erwacht die Fahrtenlust, die besonders stark in den Süden zieht.

Die Besuche der italienischen und auch der japanischen Jugendabordnungen haben wir ja zumeist alle selbst miterlebt und konnten dabei manche Freundschaft schließen. Aber besonders spannend waren doch die Bildberichte, die uns vor nicht langer Zeit aus Japan erreichten. Die Besteigung des Fudschi-yama durch die Vertreter der deutschen Jugend, der Marsch über die ungeheuren Aschenhalden des erkalteten Vulkans, das deutsch-japanische Gemeinschaftslager am See Yamanaka, die Empfänge bei den führenden Männern des Staates waren Ereignisse, die uns außerordentlich bewegten.

Was haben wir uns eigentlich gedacht bei allen den Berichten, Aufnahmen und Nachrichten? Wer selbst dabei sein durfte, entweder auf Fahrt nach Italien oder gar nach Japan, oder wer hier mit den Gästen zusammen unsere deutsche Heimat und das ungeheure Aufbauwerk des Führers erlebte, der hat gemerkt, daß es sich hier um mehr handelt als um frohe Fahrten, Besichtigungen und kameradschaftliches Zusammenleben in Gemeinschaftslagern, rein um des Erlebnisses willen. Diese Gemeinschaft zwischen den jungen Menschen der befreundeten Völker, deren Anfänge wir jetzt erleben, wird die Grundlage für eine große Zukunft sein. Es hat sich ja immer wieder herausgestellt, daß es nicht allein eine ausgezeichnete Kameradschaft war, die sogleich die Jungen der befreundeten Nationen und natürlich auch die Mädels verband, sondern gleiche Gefühle, gleiche Grundeinstellung und Anschauungen waren es. Darum gab es diese gute Kameradschaft, die — etwas merkwürdig zunächst — gleich nach dem Kennenlernen vorhanden war: Die Verwandtschaft in der Weltanschauung, in der Haltung schaffte sie unmerklich. Gleich wie der Nationalsozialismus Deutschland zu neuer Blüte und Weltmacht brachte und das ganze Volksleben aus den natürlichen Kraftquellen, dem Boden, der Rasse und der geschichtlichen Größe und Aufgabe, erneuerte, so wirkte in Italien der Faschismus und im Fernen Osten der „japanische Geist". Das schlägt die Brücken von Volk zu Volk, und darum versteht sich die Jugend. Einen tiefen Sinn hat diese im-



Ein Hitlerjunge in Japan. Vor dem Lagerzelt



Deutsche Zeitungen werden in aller Welt gelesen

mer stärker werdende Gemeinschaft des jungen Geschlechtes der Völker des Dreiecks, denen sich auch die Jugend vieler anderer Völker — des sind wir gewiß — anschließen wird. Hören wir einmal die Worte unseres Führers, die dieser in seiner gewaltigen Rede vom 30. Januar ausgesprochen hat: „Der Antikominternvertrag wird vielleicht einmal zum Kristallisationspunkt einer Mächtegruppe werden, deren oberstes Ziel kein anderes ist, als die Bedrohung des Friedens und der Kultur der Welt durch eine satanische Erscheinung zu parieren." — Ähnlich sieht es schon heute aus, wenn wir die Mächte des weltpolitischen Dreiecks, Deutschland, Italien, Japan, betrachten, die durch den Antikominternvertrag zu einem unüberwindlichen Block gegen die Weltpest des Bolschewismus zusammengeschlossen sind. Hinzugestoßen zu diesen Mächten einer neuen und gerechten Weltordnung sind vor kurzem noch Ungarn, Mandschukuo und Spanien.

Immer mehr gelingt es, den jüdischen Friedensstörer und die Brandfackel der Völkervernichtung einzudämmen und zurückzudrängen. In der Tschechei, die der Bolschewismus zum Herd eines neuen Krieges machen wollte, erlitt er eine schwere Schlappe. Das Münchener Abkommen schaltete das Land, in dem dieser Ungeist regiert, völlig aus. Das erwachte nationale Volk Spaniens treibt ihn unter schweren und blutigen Kämpfen zum Lande hinaus, nachdem er dort in vielen Landschaften und Städten bereits sein Ziel: Verwüstung und Brandschatzung verwirklichen konnte. Kameraden der spanischen Jugend, der „Falange", haben ja in Deutschland von der furchtbaren Mordherrschaft der Roten erzählt. Nun wurde nach Katalonien auch Madrid befreit, und damit ist die Herrschaft des Bolschewismus zusammengebrochen. Ein Kulturabkommen, das zwischen Deutschland und Spanien vor wenigen Wochen abgeschlossen worden ist, sieht die enge Zusammenarbeit dieser beiden Völker im Sinne einer großen kulturellen Erneuerung auf den geschichtlich gewachsenen Grundlagen vor. — Auch in China hat der heldenhafte Kampf Japans verhindert, daß der asiatische Bolschewismus sein Regiment aufrichten konnte.

Als am 25. November 1936 von Deutschland und Japan das Antikominternabkommen, dem wenig später auch Italien beitrat, unterzeichnet wurde, wies der deutsche Reichsaußenminister von Ribbentrop, dessen zielsichere Arbeit diese Grundlage ermöglichte, auf die Bedeutung dieser Handlung hin: „Der Abschluß des Abkommens gegen die Kommunistische Internationale ist ein epochales Ereignis. Es ist ein Wendepunkt in dem Abwehrkampf aller ordnungs- und kulturliebenden Staaten gegen die Mächte der Zersetzung. Mit dem Zustandekommen dieses Vertrages haben die befreundeten Mächte eine geschichtliche Tat vollbracht, die erst von kommenden Geschlechtern in ihrer vollen Tragweite gewürdigt werden wird." Am zweiten Jahrestag der Unterzeichnung des Abkommens konnte der Reichsminister des Auswärtigen feststellen, daß sich die Zusammenarbeit zwischen den drei Völkern glänzend bewährt hat. „In der Zeit seines Bestehens hat das Abkommen gegen die Kommunistische Internationale größte Bedeutung erlangt. Es ist nicht nur ein Faktor und ein Garant der Ordnung, sondern eine weltpolitische Tatsache."

Daß die Träger dieser neuen Weltordnung den Geist des Aufbaus und der schöpferischen Kulturtat und die ewige Feindschaft gegen die dunklen Kräfte des Chaos' und der Vernichtung von Generation zu Generation übertragen, daß sie am Beginn eines neuen Zeitalters, dessen Gestalter und Künder sie sind, einen festen Grund für den Bestand in alle Zukunft in den Völkern schaffen, das ist der Sinn der vielen kameradschaftlichen Begegnungen der Jugend dieser drei Völker, die kraft ihrer eigenen Mächtigkeit die Geschicke im Raum der Staaten und Mächte führend in die Hand genommen haben.

Wenn wir die Arbeiten und Bemühungen in dieser Richtung einmal überblicken, so kann schon heute von beträchtlichen Erfolgen gesprochen werden. Besonders rege konnte natürlich die Zusammenarbeit mit der Jugend des mit uns eng befreundeten Italiens ausgebaut werden, das uns räumlich sehr nahe liegt und mit dem uns die unmittelbaren Brücken der geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit und Zukunft verbinden.

Anfang des Jahres 1936 nahmen die Jugendführungen beider Länder enge Verbindung zueinander auf, die bei einer Aussprache des Reichsjugendführers mit dem italienischen Jugendführer zwei erste große Ergebnisse zeitigte: Für August des Jahres 1936 wurden 500 Hitlerjungen nach Rom eingeladen und ferner wurde eine Reise italienischer Jugendführer nach Deutschland verabredet. Die deutsche Gruppe erregte in Rom durch ihre Vorführungen und Leistungen beträchtliches Aufsehen und fand die Anerkennung des Duce, der sie im Palazzo Venezia empfing und in deutscher Sprache begrüßte. Der Gegenbesuch führte die italienischen Jugendführer durch ganz Deutschland und zeigte ihnen das Aufbauwerk des Führers. Im Sommer 1937 finden wir 500 vom Reichsjugendführer eingeladene Avantguardisten nach Fahrt durch das Rheinland im Lager Niddeggen in der Eifel. Dieses erste Gemeinschaftslager im großen Rahmen war ein ganz erheblicher Erfolg. Die deutsche und italienische Jugend hatte sich in einer herzlichen Kameradschaft und in freudigem Zusammenwirken gefunden. In der Reichshauptstadt wird man sich noch besonders an die schmucken Uniformen der Belegschaft der Akademia Fascista vom Forum Mussolini erinnern, die in einer Stärke von 1200 Mann ein Lager im Grunewald bezogen hatte. Mit ihnen waren 120 Mädel von der weiblichen Akademie

Aufnahmen: Weltrundschau (3), Fiedler-Bavaria (1), Gellner-Bavaria (1), Körte-Mauritius (1), Natori-Mauritius (1)



Faschistische Miliz marschiert über den Kai von Neapel



Mädchen der japanischen nationalen Jugend exerzieren mit der Naginata, einem halblangen, hölzernen Spieß, vor der sie besuchenden Hitler-Jugend im Meiji-Shrine-Stadion



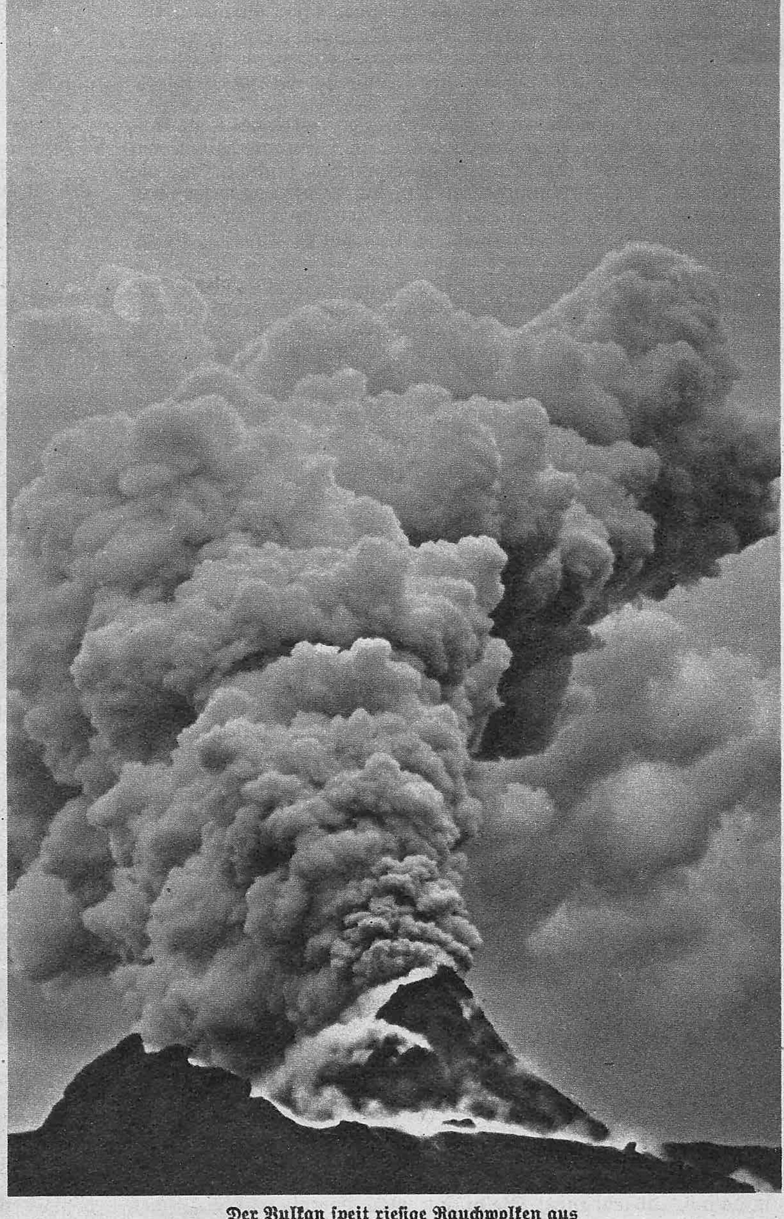
Hitlerjungen beim Aufstieg zum Fudschi-yama

in Orvieto gekommen. Es wurden Vorführungen abgehalten, die einen Einblick in die Methoden der italienischen körperlichen und musikalischen Erziehung der Jugend gaben und die in ihrer Genauigkeit viel bewundert wurden. Nach einem Besuch des Reichsjugendführers im Sommer 1938 beim italienischen Jugendführer, Minister Starace, kamen auf seine Einladung 100 italienische Jugendführer über München nach Nürnberg zur Teilnahme am Reichsparteitag und an einer Deutschlandfahrt. In all den Jahren pflegte eine starke Abordnung der HJ. am Lager der Auslandsitaliener in Rom teilzunehmen.

Aber auch die Zusammenarbeit mit der japanischen Jugend hat sich trotz der verhältnismäßig weiten Entfernung immer mehr entwickelt. Im Frühjahr des vergangenen Jahres bereiste eine Gruppe japanischer Judo- und Kendokämpfer Deutschland. Ein größerer Austausch wurde in der letzten Hälfte des vergangenen Jahres durchgeführt. Während eine Gruppe japanischer Jugendführer Deutschland eingehend kennenlernte, besuchten HJ.-Führer mehrere Monate hindurch Japan.

Gerade dieser Zusammenhang der Jugend der Völker trägt das Zeichen einer natürlichen Freundschaft. Wenn die übrige Welt bisher den Glauben hegte, daß es sich bei dem Zusammengehen der Mächte des weltpolitischen Dreiecks um die übliche Form der politischen Wahrnehmung eigensüchtiger Interessen handelte, so mußte sie doch allmählich einsehen, daß sich hier Völker gefunden haben, die ihrer inneren Haltung und der Weltanschauung nach zusammengehören. Die schaffenden Menschen, bisher besonders der Achsenmächte, lernten und lernen sich kennen und achten und verankern die Freundschaft in den Herzen der einzelnen Menschen des Volkes, so wie sie zwischen den beiden großen Volksführern besteht. In Zukunft werden nun auch schaffende deutsche Menschen in größerer Zahl nach Japan fahren und japanische Arbeiter nach Deutschland. Was aber auch den letzten kleinlichen Zweifler aus der Welt der sogenannten „Demokratien" von dem dauerhaften Willen zu einer neuen Ordnung überzeugen muß, ist die Tatsache, daß die Jugend dieser Völker, die Jugend der Ordnungsmächte sich im gleichen Geist gefunden hat.

Daran aber wollen wir uns immer erinnern, daß wir mit unserer Arbeit an uns und unseren Idealen und durch die Zusammenarbeit auf Fahrt und im Lager mit der Jugend der uns befreundeten Völker dem Werk unseres Führers die Zukunft und einem neuen Zeitalter die siegreiche und friedliche Entwicklung sichern.



Der Vulkan speit riesige Rauchwolken aus

Auf Alt-Englands Spur

Schützer der Kleinen

Heinrich hatte eine Tante in Dänemark; es war eine Schwester seiner Mutter, die einen Dänen geheiratet hatte und in Kopenhagen mit ihrem Mann, einem Werkingenieur, und ihren beiden Töchtern lebte. Vor Jahren waren auch die beiden Mädchen in Deutschland zu Besuch gewesen. Aber damals war Heinrich noch so klein gewesen, daß er sich nur an ein paar lange, blonde Zöpfe und an frische, rosige Gesichter mit großen blauen Augen erinnern konnte. Nun fuhr Heinrich mit vierzehn Jahren zum ersten Male in die Ferien zu den Verwandten nach Kopenhagen. Wie herrlich war schon die Fahrt auf dem Fährschiff von Warnemünde nach Gjedser bei strahlendem Sonnenschein durch die Ostsee! Freundlich, hell und weit, mit roten Ziegeldächern und Buchenwäldern, glitt die Insel Seeland am Zugsfenster vorüber, links und rechts tauchten kleine Städte, Dörfer und schöne, alte Höfe auf, die alte Königsstadt Roeskilde grüßte mit den Türmen ihres Domes, in dem Dänemarks Könige und Seehelden ruhen. Und schließlich fuhr der Zug in den Kopenhagener Hauptbahnhof ein. Bei den Verwandten war es gemütlich, hell und freundlich. Die Tante sprach ja deutsch, der Onkel verstand es mindestens, und Heinrich fühlte sich beinahe wie zu Hause. Für seine vierzehn Jahre aber war das größte Erlebnis dieser Fahrt seine Kusine Dagmar. Sie war nicht älter als er, aber schon beinahe eine „junge Dame“, radelte keck um die Ecken, lachte aus fröhlichen blauen Augen, und es war zu komisch, wenn sie halb deutsch und halb dänisch zu erzählen anfing und die Sprachen durcheinander brachte.

Und was konnte sie alles erzählen! Der Onkel hatte zu tun, die Tante mußte daheim den Haushalt in Ordnung halten. So zeigte ihm Dagmar die Stadt, das Königliche Schloß, wo die Garden mit den Bärenmützen stehen, die Liebfrauenkirche, das Museum des großen Bildhauers Thorwaldsen. Im hellen Sonnenschein und frischen Wind gingen sie die „Lange Linie“ entlang, betrachteten die Schiffe am Hafen.

„Weißt du, meine Schwester Inge“, sagte Dagmar, „hat doch einen englischen Seeoffizier geheiratet. Wir haben ja häufig englische Schiffe im Hafen, die zu Besuch kommen. Er ist ein feiner Kerl, kann ich dir sagen. Wir mögen hier nämlich die Engländer eigentlich sehr gerne!“

Heinrich sah sie ein wenig von der Seite an: „Warum denn? Was tun sie euch denn Gutes?“

„Ja, Onkel Christian, meines Vaters Bruder, sagt, daß England immer ein Schutz für die kleinen Völker ist.“

Heinrich sagte gar nichts. Als sie an der Liebfrauenkirche vorbeikamen, beide schon an ganz andere Dinge dachten, fragte er: „Wann ist die eigentlich gebaut?“

„Oh, die ist nach 1807 wieder aufgebaut. Damals ist sie ganz zusammengeschossen worden.“

„Wer hat denn das getan?“

„Ja, kennst du denn das gar nicht? Das haben wir doch in der Schule ganz genau gehabt. Aber natürlich, ihr in Deutschland lernt ja deutsche Geschichte, und da hast du dies wohl nicht gehabt. Das war nämlich so: Im Jahre 1801 haben die Engländer schon einmal Kopenhagen angegriffen, weil unsere Schiffe sich nicht von den Engländern auf offener See untersuchen lassen wollten. Damals ist der große Lord Nelson selber hier gewesen, aber, weißt du, wir haben mit unserer kleinen Flotte ihm einen solchen Widerstand geleistet“ — und nun blitzten ihre Augen ganz kriegerisch —, „wir haben noch jetzt in der Schule das Lied gelernt von dem jungen Fähnrich, der mit einer schwimmenden Batterie ganz allein Lord Nelsons Flaggschiff angegriffen hat. Das ist ein sehr schönes Lied. Dann aber ist Frieden gemacht worden. Im September 1807 sind dann plötzlich mitten im Frieden die Engländer wiedergekommen. Eine riesige englische Flotte hat sich vor Kopenhagen gelegt und hat von uns gefordert, daß wir ihnen alle unsere Kriegsschiffe ausliefern sollen. Das hat aber Dänemark nicht getan. Wir haben gegen die frechen Räuber Widerstand geleistet. Da haben die Engländer die ganze Stadt Kopenhagen von allen Seiten, zu Wasser und zu Lande, eingeschlossen. Sie haben nicht nur auf die Soldaten und Seeleute geschossen, sondern auch mit Brandbomben und Brandraketen auf die friedlichen Häuser der Stadt. Alles ist damals heruntergebrannt worden, sage ich dir, alles! Oh, wir haben das in der Schule ganz genau gehabt. Auch diese Kirche ist damals abgebrannt. Weißt du, was damals ein englischer Geschichtsschreiber selber geschrieben hat: „Es ist unmöglich, ein Beispiel in der Geschichte der zivilisierten Welt zu finden, das einen derartigen Angriff rechtfertigt. Man muß schon auf die Methoden barbarischer Horden in Afrika zurückgreifen.“ 33 Kriegsschiffe haben die Engländer damals verschleppt und nach England gebracht.“

Irlands Kampf um sein Recht

Die beiden Hitlerjungen gingen vom Dienst heim. Der etwas größere Rudolf sagte plötzlich zu dem kleineren, dunkeläugigen, untersetzten Kurt: „Du, sag mal, was war das für ein sonderbarer Name, den deine Mutter gehabt hat? Ich habe es jedesmal nicht verstanden, wenn du es sagtest.“

„Meine Mutter hieß mit ihrem Familiennamen O'Donnell.“

„Aber das ist doch kein deutscher Name.“

„Nein, meine Mutter war auch keine Deutsche, sie war Irländerin. Mein Vater hat sie vor dem Kriege geheiratet, als er in Irland als Baumeister an Fabrikbauten gearbeitet hat. Ich bin ja der Jüngste von uns.“

„Dann hat deine Mutter mit dir wohl viel Englisch gesprochen?“

„Meine Mutter hat die englische Sprache gehaßt, sie hat fast geweint vor Trauer und Schmerz, wenn jemand sie auf englisch ansprach. Sie hat mit uns nur Deutsch gesprochen, und manchmal hat sie alte irische Lieder gesungen, die ich aber nie verstanden habe.“

„Du, sag mal, das verstehe ich nicht. Irland gehört doch zu England. Die Leute sprechen dort doch auch englisch.“

Der andere blieb stehen und schüttelte den Kopf: „Meine Mutter hat mir davon oft erzählt. Irland und England, das ist die Geschichte eines Unrechtes seit 600 Jahren. Im Mittelalter hat England die irischen Inseln erobert. Der große Engländer Cromwell, der den englischen König Karl hat hinrichten lassen und auf den die Engländer so viel Wert legten, hat im Jahre 1641 Irland zur Unterwerfung unter die englische Herrschaft gezwungen. Anderthalb Millionen Einwohner hatte die Insel, nur 800 000 haben die Engländer leben lassen, zwei Drittel des Landes wurde den Iren weggenommen. Damals haben die Engländer Tausende von irischen Mädchen in die Sklaverei verkauft wie die Neger! Meine Mutter hatte immer noch ein altes Bild davon. Seit jener Zeit war der irische Bauer ein armer Pächter auf dem Land, das ihm früher gehört hatte. Aber sie haben immer wieder versucht, sich freizumachen. Im vorigen Jahrhundert haben sie den englischen Grundherren die Höfe angesteckt, sie haben einen Aufstand nach dem andern gemacht — und was tat England? Oh, meine Mutter hat mir das alles genau erzählt. Um die armen irischen Pächter zu vernichten, wurden die Pachten immer mehr gesteigert. Das letzte Korn rissen die englischen unrechtmäßigen Landbesitzer ihnen weg. 1845—1847 war in Irland eine solche Hungersnot, daß 800 000 Menschen verhungerten und über eine Million nach Amerika auswanderten. Sieh einmal, so etwas müßte man eigentlich wissen, heute, wo die Engländer so gegen uns schreien. 1831 hatte Irland 7,7 Millionen Einwohner und 1911 waren es nur 4,3 Millionen Einwohner. Alle anderen Länder nahmen zu, und nur dies kleine Volk nahm ab und wurde abgewürgt durch England. Während des Weltkrieges haben dann die Iren versucht, sich mit deutscher Hilfe loszureißen. Zu Ostern 1916 haben sie einen Aufstand versucht, aber England hat ihn mit blutiger Gewalt erdrückt. Aber man kann etwas erreichen — auch gegen England! 1920 haben die Iren durch eine lange, schwere Revolution England gezwungen, ihnen doch die Rechte eines freien Staates im Rahmen des britischen Reiches zu geben. Meine Mutter war damals so glücklich. Sie ist eine gute Deutsche geworden, aber sie hat ihr Heimatland ja nie vergessen. Wir haben noch ein altes Buch zu Hause mit vielen Bildern über die blutige und grausame Geschichte der englischen Herrschaft über Irland. Ich habe jetzt oft daran denken müssen, wie die englischen Zeitungen und Zeitschriften gegen den Führer hetzten und lärmten. Meine Mutter sagte immer: „Das englische Krokodil klagt um die armen, kleinen Tiere, die so schutzlos draußen herumlaufen müssen, und wenn diese dann vertrauensvoll in seine Nähe kommen, werden sie mit Haut und Haaren aufgefressen. Das Krokodil aber zieht dann ein Gesangbuch heraus und singt ein Danklied zu Gott, daß er es nicht so dumm geschaffen habe wie die anderen Tiere.“

Und was sagen die englischen Geschichtsschreiber über Englands Verhalten zu Irland?

Der Engländer J. R. Green schreibt in seiner „Geschichte des englischen Volkes": England tat sein Bestes, um den irischen Handel zu vernichten und den irischen Ackerbau zu ruinieren. So wurden Verarmung und fluchwürdige Mißregierung miteinander verbunden, bis die Hungersnot das Land in eine Hölle verwandelte. Irland wurde tatsächlich in die Rebellion hineingetrieben durch die gesetzlose Grausamkeit der englischen Truppen."

Gold aus Gift

In vielen Ländern Asiens wächst eine besondere Sorte Mohn. Schneidet man die unreifen Mohnköpfe an, so sondern sie einen weißen Saft ab. Dieser Saft wird in einem besonderen Verfahren gesammelt, gereinigt und bearbeitet. Er ergibt dann Opium. In ganz kleinen Mengen nach ärztlicher Anweisung genommen, ist Opium ein schmerzstillendes Mittel. Wehe aber, wer dieses Mittel ohne den Arzt nimmt! Er stirbt eines schrecklichen, langsamen Todes. In Indien war es schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts gelegentlich vorgekommen, daß Menschen in kleinen Pfeifen solches Opium rauchten. Das Opium umnebelte ihr Gehirn, sie versanken in schwere, süße Träume, unbeweglich und gleichgültig gegenüber der Umwelt.

Jede verständige Regierung muß ein solches Laster mit aller Kraft unterdrücken.

Beherrscher Indiens war schon im ganzen vorigen Jahrhundert England. Der große Reichtum Indiens aber genügte ihm nicht. Die Engländer wollten auch mit dem alten, mächtigen chinesischen Reich gewinnbringenden Handel treiben. Das war nicht ganz leicht. China war groß und besaß eigentlich alles, was es brauchte. Dazu saß seit 1820 ein junger, kluger, tüchtiger Kaiser auf dem Throne Chinas. Er legte keinen Wert darauf, allzuviel Handel mit England zu treiben. Man bot ihm billige englische Baumwollwaren an. Der Kaiser aber lehnte ab. Er wollte durch diese billige und schlechte Ware nicht seine fleißigen und tüchtigen chinesischen Seidenspinner und Handwerker zugrunde richten lassen. Er meinte, China sollte nichts kaufen, was es nicht brauchte. Nur Handel zu treiben, damit fremde Kaufleute reich wurden, erschien ihm als zwecklos. Nun aber hatte China viele wertvolle Dinge, herrliches Porzellan, schöne Kunstgegenstände, mancherlei, was die Engländer reizte. Wie aber sollten sie dies kaufen, wenn die Chinesen ihnen nur wenig abkaufen wollten? Da kam die große „Ostindische Handelsgesellschaft", eine englische Gesellschaft, die damals ganz Indien beherrschte, auf den Gedanken, nach China das Opium einzuführen. Wenn die Chinesen erst diesem Laster verfallen wären, dann würden sie dafür zahlen, was man von ihnen verlangte. So begannen die Engländer Opium nach China einzuschmuggeln. Immer mehr Chinesen verfielen dem Laster, gaben Hab und Gut für Opium weg. Mit Sorge berichteten die chinesischen Behörden der großen Stadt Kanton an den jungen Kaiser. Es gab auch Leute, die dem Kaiser vorschlugen, er möchte den Opiumhandel erlauben und nur besteuern. Dieser Kaiser aber war ein ernster und tüchtiger Mann. Er ließ 1841 verkünden: „Wer durch das Rauchen von Opium sich um seinen Verstand bringt, muß als ein Feind der guten Ordnung zwischen Himmel und Erde angesehen werden. Wer aber andere durch das Laster des Opiumrauchens ausbeutet, ist schlimmer als ein Mörder oder Räuber, denn der Räuber handelt nur mit Gewalt, ein solcher Mann aber reizt die schlechten Eigenschaften im Menschen gegen die guten auf. Es soll darum die Einfuhr von Opium gänzlich verboten sein."

Der Kaiser sandte einen seiner alten Beamten, den greisen Statthalter Lin, nach Kanton. Dieser treue Mann verbot sofort jede Einfuhr von Opium. Er verlangte von allen fremden Kaufleuten, sie sollten bei Todesstrafe alles auf Schiffen in chinesischen Gewässern befindliche Opium herausgeben und einen Schein unterschreiben, daß sie niemals wieder Opium einführen wollten. Das war sein gutes Recht. Jeder Staat kann die Einfuhr von schädlichen Dingen verbieten. Statthalter Lin lud auch gleich einen englischen Kaufmann vor, der sich gerühmt hatte, 6000 Kisten Opium auf Lager zu haben. Der Engländer weigerte sich, zu kommen, aber der alte, rechtliche Chinese setzte seinen Willen durch. Über 20 000 Kisten Opium ließ er öffentlich verbrennen, und eine Anzahl der schlimmsten Opiumhändler wurde aus China ausgewiesen, auch jener Kaufmann, der sich seines Gifthandels so gerühmt hatte.

Da beschloß das englische Parlament, eine Flotte und ein Heer nach China zu entsenden, um China zu zwingen, den gewinnreichen Opiumhandel zuzulassen. Die Engländer besetzten die Stadt Hongkong und rückten mit ihren Truppen im südlichen China vor. Der chinesische Kaiser war entrüstet über dieses gesetzlose Unrecht. Er befahl seinen Kriegsmandarinen, die Engländer, „diese ruchlosen Geschöpfe, über die Götter und Menschen gleichermaßen empört sind", aus China wieder hinauszutreiben. Er hatte aber keinen Erfolg damit. Seine Mandschutruppen unterlagen den Engländern, so tapfer sie sich auch wehrten, die Engländer stießen bis zum Kaiserkanal in der Mitte Chinas vor und bedrohten die alte Hauptstadt Peking. Da mußte China Frieden schließen. Es mußte fünf Häfen für den englischen Handel öffnen, die Insel Hongkong auf ewige Zeit an England abtreten und sogar noch Entschädigung für das beschlagnahmte und verbrannte Opium bezahlen.

Wir und sie

Frühjahr 1939. Über London liegt feiner, grauer Frühlingsnebel. Mit großer Geschwindigkeit drängen sich die großen Autobusse, die Luxusautomobile, flutet unablässig der Verkehr der Weltstadt London. Für denjenigen, der London kennt, liegt etwas wie eine fieberhafte Spannung über der Stadt. Ein deutscher Kapitän und der Vertreter des alten Hamburger Kaufmannshauses stehen am Fenster und sehen auf die Straße hinab. Der Kapitän sagte: „Schon als ich in Kapstadt war, fiel mir die Feindseligkeit der englischen Zeitungen gegen Deutschland auf. Jetzt, nachdem der Führer Böhmen und Mähren ins Reich geholt hat, sind die englischen Blätter ganz voll Gift, Haß und Galle gegen uns. Ich hatte nicht gedacht, daß diese Feindseligkeit so leidenschaftlich ausbrechen würde."

Der Hamburger Kaufmann nickt: „Mein lieber Käppen. Das hat zwei Gründe. Einmal ist es das schlechte Gewissen bei den Engländern. Wer durch so viel Unrecht, Blut und Gewalt aufgestiegen ist, wer auf so viel zertretenen Völkern steht wie das britische Reich, hat gewissermaßen ein erbliches, schlechtes Gewissen. Sie schreien darüber, wie wir die Juden behandeln, die in Deutschland für uns eine wahre Landplage waren und sich in unserem Land aufhielten. Aber die Herren Engländer möchten damit nur die Erinnerung übertäuben, wie sie die Iren in Irland behandelt haben. Sie schreien, daß wir die kleinen Nationen angreifen. Aber sie haben selber ein schlechtes Gewissen gegenüber Kopenhagen, wegen der armen Burenrepubliken, die sie vergewaltigt haben, wo Zehntausende von Burenfrauen und -kindern in den englischen Konzentrationslagern verhungert und an Seuchen gestorben sind. Die englischen Zeitungen beschuldigen uns, daß der Führer nicht bei jedem Schritt um Englands gnädige Erlaubnis fragt. Das aber ist der zweite Grund, warum sie so lärmen: Sie können nicht vertragen, daß andere in der Welt irgend etwas tun, ohne daß es ihnen Alt-England vorher erlaubt hat. Nun behaupten sie, daß wir Deutsche ihnen Versprechen gebrochen hätten. Sie wissen aber ganz genau, daß sie selber den armen Arabern feierlich Palästina versprochen und das Versprechen ebenso rücksichtslos gebrochen haben."

„Im Interesse der Juden gebrochen haben!" meint der Kapitän.

Der Hamburger sagt: „Sie haben ganz recht — und das ist ja das Schlimmste! Sehen Sie, ich kenne England. In der Tiefe seines Herzens haßt kein Deutscher England, manchmal bewundert man es ungeachtet aller seiner Heuchelei und des Unrechts, das es getan hat. Wir Deutsche zwar könnten weder so rechtlos und gewalttätig handeln, noch könnten wir so selbstgefällig heucheln. Aber wir sehen doch auch, wieviel ganze Kerle die Engländer gehabt haben und wie sie sich ihr Reich erkämpft haben. Und darum ekelt es einen so maßlos an, wie heute dasselbe England nur tut, was die Juden wollen, und sich gegen uns von den Juden verhetzen läßt."

Von unten dringt Musik herauf, Querpfeifen und Trommeln, englische Boy-Scouts (Pfadfinder) marschieren. Es sind viele gutaussehende, straffe Jungen dazwischen, die sich frisch ausnehmen in ihren Uniformen und mit ihrem federnden Marschtritt.

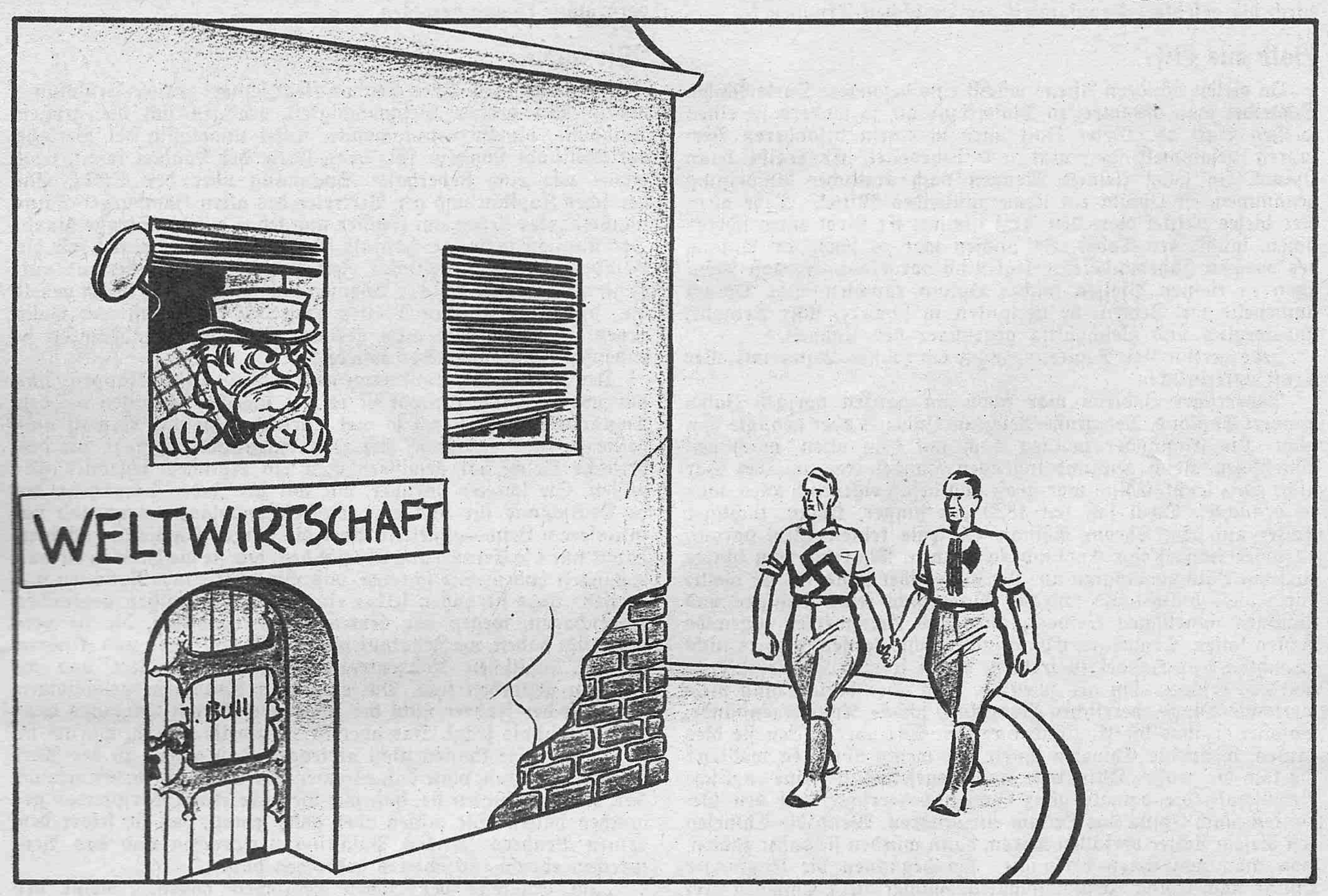
Die beiden Männer sehen hinunter. Der Hamburger meint: „Die werden also einmal gegen uns marschieren, wenn der Jude sein Ziel erreicht..."

Der Kapitän sieht dem marschierenden Zug lange nach: „Finden Sie nicht, daß schon jetzt unsere Hitler-Jugend straffer marschiert, kraftvoller aussieht? Ich glaube es beinahe. Jedenfalls, wir müssen stark genug sein, daß diese hier nicht mit uns anbinden. England ist der grausamste Feind, den ein Volk haben kann. — Haben Sie gelesen, was der frühere englische Kriegsminister Duff Cooper geschrieben hat? Er schreibt: Das Versailler Diktat sei viel zu milde gegenüber Deutschland gewesen. Danach können wir uns ja vorstellen, wie ein Frieden aussehen würde, der ihm und seinen Freunden gefällt."

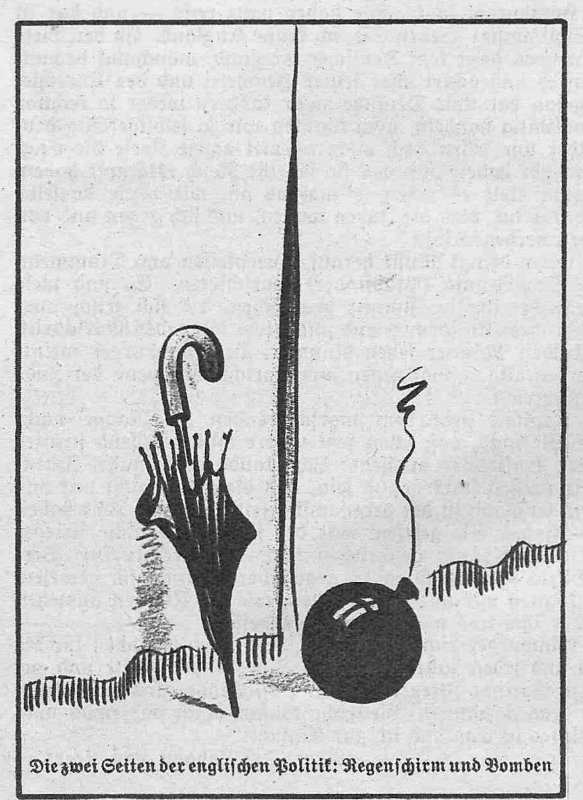
Der Hamburger richtet sich auf: „Also jeden Groschen für die Rüstung und jeden zähen, tüchtigen Jungen zur Flotte und zur Armee, zu Görings Fliegern, damit Duff Cooper und seine Leute es nicht wagen können! Vielleicht kommt dann das, was noch guten Blutes in England ist, zur Einsicht!"

Prof. Dr. Johann von Leers.

John Bull wird alt, und lernt nichts dazu!



John Bull: „Wenn ich die beiden Lümmels da unten seh', könnt' ich vor Wut aus der Haut fahren."



Die zwei Seiten der englischen Politik: Regenschirm und Bomben

Die Jahre seines guten und an Abenteuern reichen Lebens sind an John Bull nicht spurlos vorübergegangen. Er ist doch recht alt, dick und darüber auch sonderbar geworden. Als er noch jung war, hat er so manch dunkles Abenteuer erlebt, von dem er heute nichts mehr wissen will. Mißgünstig sitzt er nun hinter seinem Fenster am „Spion" und belauert die Vorgänge auf der Straße der Weltwirtschaft. Er ärgert sich und nimmt aus Grundsatz alles übel. Ganz besonders mißfallen ihm aber die Deutschen und die Italiener. Sie sind ihm zu jung, zu unbekümmert, sie fragen nie und hören nicht auf seinen Rat. Dazu erinnern sie John Bull allzuoft an seine Sünden aus der Vergangenheit. Kurzum, der Alte ist verstimmt.

John Bull hat allerdings auch in letzter Zeit viel Ärger gehabt, daß ihm die Galle in das Blut trat. Die von ihm in Schutz und an die Kette genommenen Völker, Inder und Araber z. B., sind mit seiner Betreuungsarbeit gar nicht einverstanden. Sie haben recht unangenehme Fragen nach Gerechtigkeit an John Bull gerichtet und Forderungen gestellt, die den alten Griesgram an seine Versprechungen von einst erinnern. Dazu zürnt der Alte, daß Deutschland so schnell Ordnung in seinem Raum geschaffen hat und dort keine Einmischung duldet. Dazu wird John Bull Tag und Nacht von bösen Träumen geplagt, daß jemand seine Geldsäcke bedrohen könnte. So bewacht er eifersüchtig seine Schätze und merkt dabei nicht, daß die Weltgeschichte auch einmal über ihn hinweggehen wird. Mit Regenschirmen und Geldsäcken kann man eben keine dauerhafte Politik treiben. Die Bomben der Iren, die in London und in anderen Städten in die Luft gingen, beweisen das.

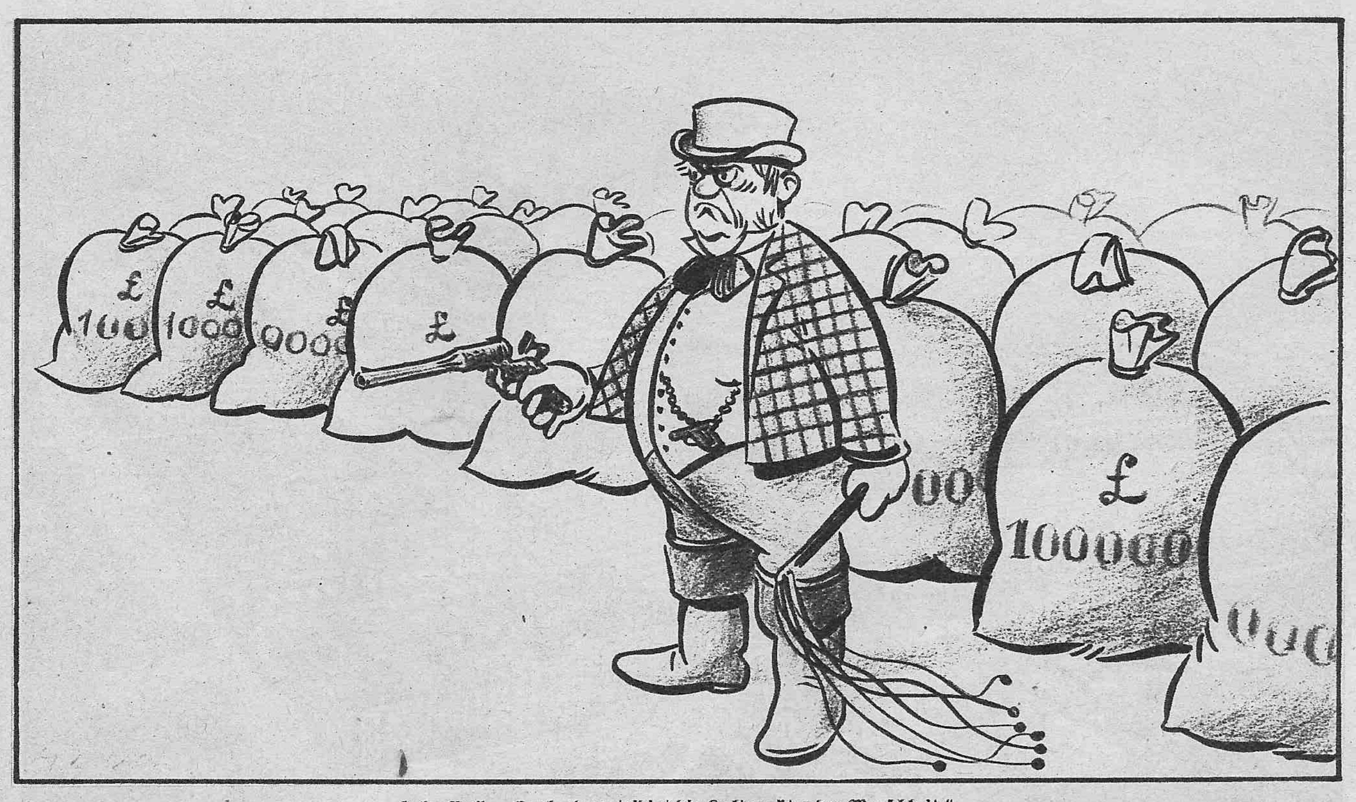
Es ist eben tragisch, wenn man alt wird und doch nichts dazulernt.

INDIEN

ENGLAND

ARABIEN

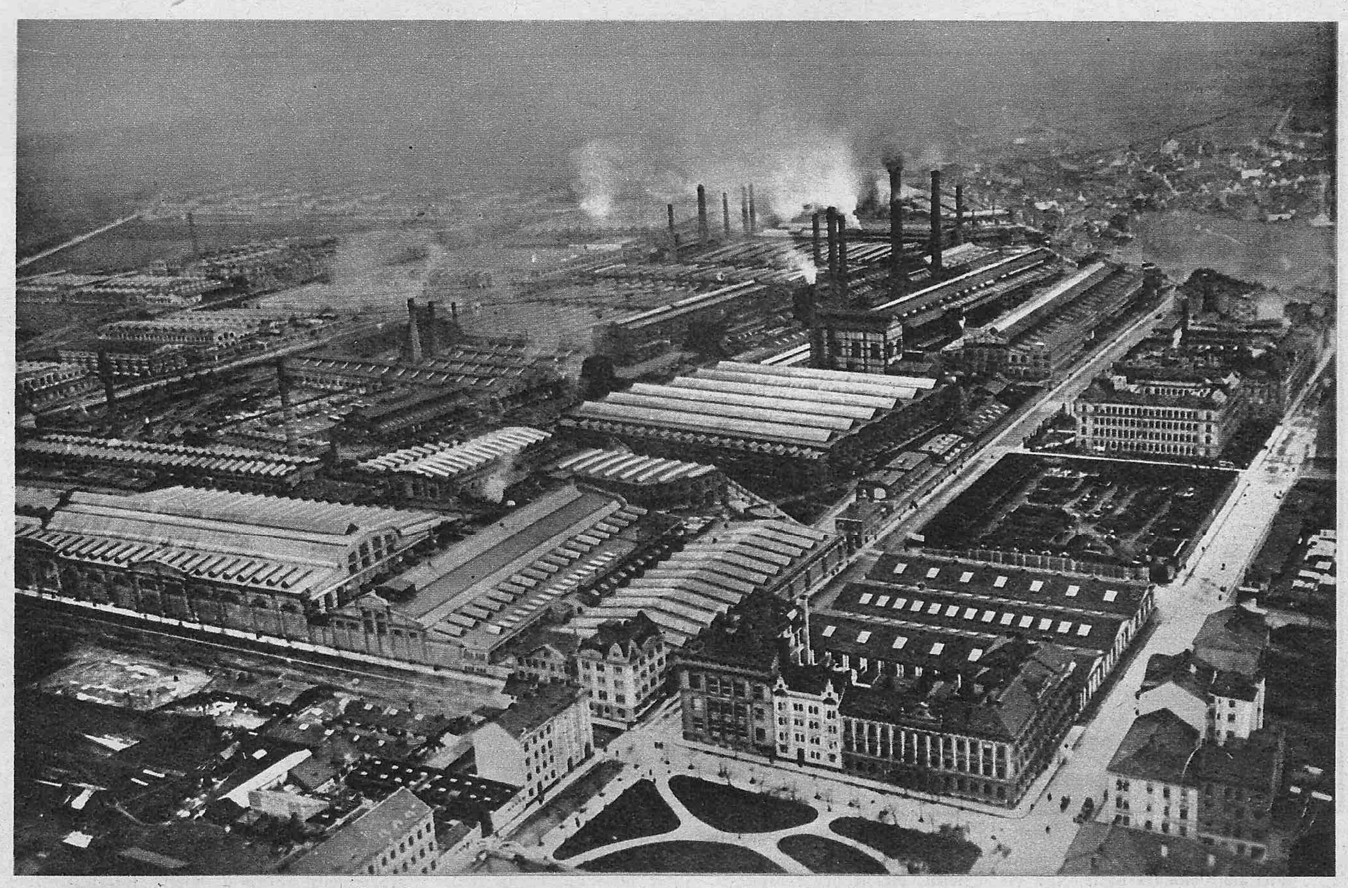
John Bull: „England duldet keine Politik der Gewalt. Jedes gewaltsame Vorgehen gegen freie Völker rächt sich einmal in der Geschichte.“
Die Ausrottung der Iren, der Opiumkrieg gegen China, die blutigen Kämpfe gegen die Inder, die heimtückische Niederwerfung der Buren und schließlich die grausame Entrechtung des heldenhaft kämpfenden Arabertums in Palästina zeigen das wahre Gesicht englischer Herrschaft



John Bull: „England verteidigt die Kulturgüter der Menschheit.“
Deutscher Handel, deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit machten England vor dem Krieg viel zu schaffen. Die Sorgen, die die englische Wirtschaft damals hatte, sind die gleichen, die sie heute bewegen. Fühlt sich England in seiner Vorherrschaft auf dem Wirtschaftsgebiet bedroht, ruft es immer zur Verteidigung der Kulturgüter der Menschheit auf

Böhmen und Mähren stehen jetzt wieder unter deutscher Schutzherrschaft
Prag: Karlsbrücke mit Blick auf den Hradschin

Aufn.: Pressebildzentrale



Pilsen mit den weltbekannten Skodawerken

Aufn.: Weltbild

Spanien ist frei!

Am 1. April vermittelte der spanische Nationalsender den letzten Heeresbericht, der folgendermaßen lautete: „Die rote Armee ist endgültig entwaffnet. Die letzten militärischen Ziele sind von der spanischen Armee besetzt. Der Krieg ist beendet.

Francisco Franco.“

Zu Anfang dieses Jahres machte ich eine Reise durch das nationale Spanien. Der Angriff auf die Provinz Katalonien hatte gerade begonnen. Ich beschloß daher, die Front von Katalonien zu besuchen. Auf meiner Fahrt in das Kampfgebiet war Saragossa in der Provinz Aragon die letzte größere Stadt. Hier befand sich das Hauptquartier und der Generalstab der Armeen, die Katalonien von verschiedenen Seiten her angriffen. Von Saragossa aus brachte mich mein Wagen dann zunächst auf glatter Straße durch die weite Ebene des Ebro. Die schmutziggelben Fluten des Flusses jagten mit großer Geschwindigkeit neben uns her. Der Ebro ist einer der Hauptflüsse Spaniens, jedoch ist er nicht schiffbar, da sich in ihm zahllose Stromschnellen befinden.

So gut wie hier sind übrigens alle großen Landstraßen Spaniens. Dieses ausgezeichnete Straßennetz hat General Franco im Verlauf des Krieges viel genützt, weil es seine Truppenbewegungen erleichterte und gute Verbindungen zwischen dem Norden und Süden schuf. Spanien verdankt dieses Straßennetz einem Mann, der zwar nur wenige Jahre herrschte, in dieser Zeit aber außerordentlich viel für sein Land getan hat. Dieser Mann war Primo de Rivera, der mit Hilfe des Heeres die Regierung allein ausübte, aber nach wenigen Jahren wieder von Marxisten gestürzt wurde. Nach diesem Sturz begann eine furchtbare Mißwirtschaft. Spanien war auf dem Weg, eine Provinz der Sowjetunion zu werden.

Jetzt erreichte ich Fuentes de Ebro, ein kleines Städtchen von wenigen tausend Einwohnern. Hier war noch im Frühjahr 1938 die Front gewesen, am Stadtrand hatten sich monatelang hindurch Nationale und Rote gegenübergelegen. Aber die Stadt war in den Händen der Truppen Francos geblieben, obwohl die Roten mit schwerer Artillerie geschossen und viel zerstört hatten. Furchtbar sahen besonders der Stadtrand und der Marktplatz in der Stadtmitte aus. Kaum ein Haus war unversehrt geblieben.

Von Fuentes de Ebro unternahm ich einen Abstecher in das benachbarte Belchite. Im vorigen Frühjahr stand der Name des Ortes in allen Zeitungen, weil hier so erbittert gekämpft wurde. Einmal war Belchite rot, dann wieder national, dann nochmals rot, und erst zum Schluß eroberten es die Nationalen endgültig. Im Verlaufe der Kämpfe ist es ein einziger großer Trümmerhaufen geworden. Als ich durch die mit Schutt bedeckten Straßen ging, fand ich kein einziges Haus, das man hätte wieder aufbauen können. Hier war die ganze Vorderwand weggerissen, so daß man wie bei einem Puppenhaus in die Zimmer blickte, dort wieder waren die oberen beiden Stockwerke zusammengestürzt und lagen als Trümmer auf dem Erdgeschoß. Die meisten Häuser oder Hausruinen waren leer, die Einrichtung offenbar von den Roten geraubt. An anderer Stelle waren ganze Häuser dem Erdboden gleichgemacht worden. Aus den Mauerresten ragten Balken hervor, einmal auch die Füße einer eisernen Bettstelle. Wer weiß, was noch darunter lag. Ich kam an einer Kirche vorbei, die die Roten ausgeräumt und zu anderen Zwecken gebraucht hatten. Ein Windstoß ließ mit lautem Knarren die Tür aufgehen, und über dem verwüsteten Inneren sah ich den Himmel durch die verkohlten Dachreste blicken.

In ganz Belchite war fast kein Mensch zu sehen. Die meisten waren von den Roten ermordet oder verschleppt worden, die übrigen waren geflohen. Zehntausend Menschen hatten hier einmal glücklich gelebt, nun traf ich nur ein paar alte Frauen, kleine Kinder und Greise zwischen den Trümmern an. Im ganzen waren etwa 400 Menschen zurückgeblieben. Die Nationalen hatten ihnen auf einem freien Platz ein paar Sanitätsbaracken aufgebaut, in denen sie unterkommen konnten. Belchite wird wohl nie wieder aufgebaut werden. Man wird vermutlich die ganze Stadt in der Nähe der alten neu errichten müssen.

Belchite ist nicht der einzige zerstörte Ort in Spanien. Unendlich viel muß wieder aufgebaut werden. Auf Jahre hinaus haben Franco und seine Mitarbeiter zu tun, um die Spuren dieses furchtbaren Krieges zu tilgen. Die nationalspanischen Truppen haben stets versucht, so wenig wie möglich zu zerstören, denn es war ja ihr eigenes Land, ihre Heimat, und sie kämpften ja darum, sie zu erhalten. Aber sie mußten selbst, daß sie keine andere Wahl hatten, als bis zum Endsieg zu kämpfen und — wenn nötig — jedes Dorf und jedes Haus einzeln zu erobern. Die Roten hingegen haben überall planmäßige Zerstörungen vorgenommen.

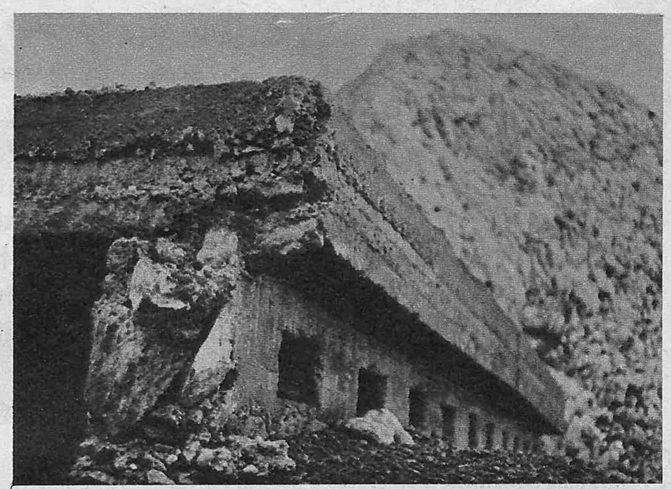
Nach dem Sturz Primo de Riveras im Jahre 1929 folgte ihm zwei Jahre später auch der König. Immer mehr rissen die vom Ausland beeinflußten und bezahlten Marxisten die



In ausgezeichneter Haltung rücken die Truppen Francos in das befreite Barcelona ein



Die Trümmer des von den Roten zerschossenen Fuentes de Ebro



Ein von den Nationalen eroberter Bunker

Macht an sich. Während im Parlament in Madrid endlose Reden gehalten wurden, erhob im Land draußen der Kommunismus sein Haupt. Ganz offen sprach man im Volk von einem bevorstehenden bolschewistischen Umsturz. Aber niemand tat etwas dagegen. Die Masse der Bauern und Arbeiter, die jahrhundertelang von Großgrundbesitzern und Kirchenverwaltungen ausgesogen und unterdrückt worden war, ließ sich von den roten Hetzern eine schönere und leichtere Zukunft vorgaukeln. Nur eine kleine Gruppe von Menschen dachte an Spaniens Zukunft und wollte das Volk vor seinen falschen Freunden bewahren: die Falange, die der Sohn Primo de Riveras, José Antonio, gegründet hatte. Aber sie waren noch zu wenige, und der Tag des roten Aufstandes rückte immer näher heran.

Als im Sommer 1936 mit der Ermordung des bekannten nationalen Führers und Abgeordneten Sotelo der Höhepunkt der kommunistischen Hetze erreicht war, entschloß sich ein nationalbewußter spanischer Offizier, der wegen seiner Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit bekannt war, zu handeln: General Franco. Von Las Palmas, wohin ihn die rote Regierung strafversetzt hatte, weil sie ihn ausschalten wollte, begab er sich zu Schiff nach Teneriffa und von dort im Flugzeug nach Spanisch-Marokko. Dann kehrte er mit zuverlässigen Regimentern nach Spanien zurück. So begann am 17. Juli 1936 die nationale Revolution. General Franco hatte anfangs nur wenige Truppen und Material und einige andere Offiziere und Generale, die zu ihm hielten. Aber sein Handstreich gelang. Er konnte einen Teil Spaniens in seinen Besitz bringen und dort einen nationalen Staat gründen, den er nun in über zwei Jahren im Kampf mit den Roten immer mehr ausdehnte, bis zu dieser Offensive auf Katalonien, die den letzten Teil des Kampfes einleiten sollte. Die Anhänger der Falange waren sofort zu Francos Fahnen geeilt und wurden das Rückgrat des neuen Spanien. Franco übernahm ihr Programm und ihr Abzeichen, das Bündel der Pfeile, das damit das Zeichen des neuen, befreiten Spaniens geworden ist.

Von Belchite wandte ich mich nach Nordosten, überquerte den Ebro und traf am Segrefluß auf die Stellungen der Nationalen vor Beginn der Eroberung Kataloniens. Schon von der Brücke über den Segre sah ich ihre Stellungen, von denen sie im Dezember 1938 aufgebrochen waren und in sechs Wochen die ganze Provinz Katalonien von den Roten gesäubert hatten.

Der größte Teil Kataloniens ist gebirgig; der Wagen stieg in engen Kurven bergan. Von der Höhe hatte ich einen guten Überblick über dieses Gebirge, eine unabsehbare Zahl rötlichbrauner Bergspitzen bis an den schneeweißen Streifen der Pyrenäen und ringsum. Waldbestand war nicht vorhanden. Durch einige Täler zogen sich Felder mit Olivenbäumen, die zusammen mit Korkeichen viel in Katalonien wachsen und wichtige Erzeugnisse Spaniens liefern. Es lag kein Schnee, aber es war richtiger Winter wie bei uns in Deutschland und sehr kalt. Ein unfreundlicher Wind pfiff uns um die Nase. Auf einem kleinen Feldweg suchte ich näher an die Front heranzukommen. Zwischen kahlen, himmelhohen Bergen ging es dahin. Der Weg war von den vielen Lastwagen vollkommen ausgefahren, wie alle Verbindungsstraßen der Truppen vorn im Gelände. Ich bekam langsam einen Begriff davon, wie schwer die Eroberung dieser Provinz sein mußte. Die kahlen Hänge waren voll Geröll. Auf den meisten Höhen waren Bunker oder Schutzwälle aus Steinen. Dort hatten die Roten mit ihren Maschinengewehren gesessen, und die Nationalen hatten jeden einzelnen Gipfel stürmen müssen. Wirklich, das war eine Leistung!

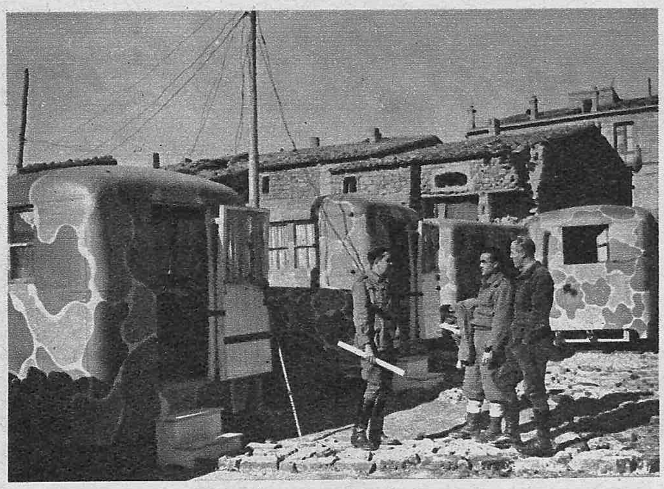
Ich kletterte in einen Betonbunker hinein. Außer dicken Mauern war nicht viel zu sehen. Ein paar leere Zigarettenschachteln, Patronenhülsen und eine alte Kiste für Handgranaten, das war alles. Durch die Sehschlitze hatte man eine großartige Übersicht. — Neben der Straße traf ich auf flache, flüchtig aufgeworfene Erdhügel und Mulden, in denen die Roten auf ihrem Rückzug immer wieder vergeblich versucht hatten, Widerstand zu leisten. Hier lagen Zeitungen mit Hammer und Sichel darauf, ein angebrochener Karton mit Gewehrmunition, schmutzige Verbandpäckchen, ein paar sowjetrussische Handgranaten. Flugzettel lagen herum, auf denen der Mut der roten Soldaten verkündet wurde, die die Nationalen zum Teufel jagen würden.

In der Nähe einiger Ortschaften fanden sich auch gut ausgebaute Schützengräben mit Stacheldrahtverhauen. Hier hatten Frauen, Greise und Kinder unter der Aufsicht der bolschewistischen Henker Tag und Nacht schanzen müssen, während die Männer zum Kriegsdienst gepreßt wurden. Auch Tankfallen waren ein paarmal angelegt worden. Da und dort lagen ein paar tote Maulesel mit aufgetriebenen Leibern.

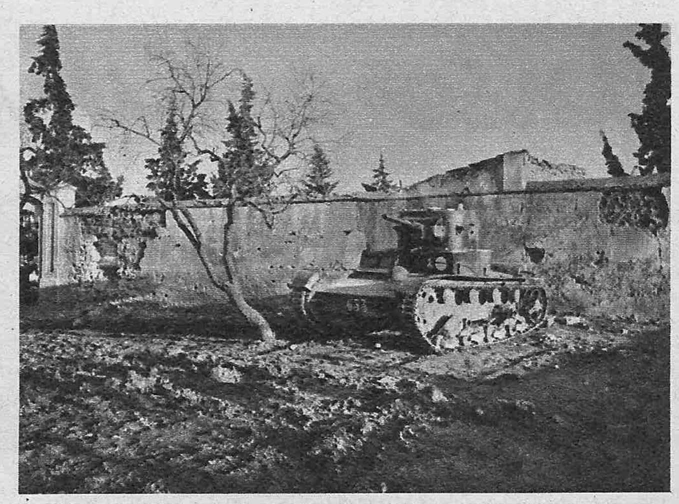
Die Dörfer und Landstädte, durch die ich kam, fand ich alle beinahe gleich: zerstört, verbrannt und ausgeraubt. Vor ihrem Abzug hatten die Roten meist noch Brände angelegt oder Häuser und ganze Straßenzüge gesprengt. Es sah trostlos aus. Ich ging in ein paar größere Scheunen und in die Dorfschenke hinein, wo die Quartiere der Roten gewesen waren. Alles starrte vor Schmutz, die Wände waren bekritzelt. „Hoch lebe die Sowjetrepublik!" stand da. In den Ecken hatten sie offene Feuer gemacht, um sich zu wärmen. Möbel und alles andere Gerät war gestohlen. So also sah die Herrschaft der Bolschewisten aus. Das war das glückliche Leben, das sie den irregeführten Spaniern versprochen hatten. Dazu kamen unzählige Morde, die nach ihrem Abzug überall aufgedeckt wurden. Das Volk hatte unter Hunger und Mißhandlungen gelitten, während die Bolschewisten in Saus und Braus gelebt hatten. Zerstörung alles dessen, was schön war, Mißhandlung aller Menschen, die anständig waren und ihr spanisches Vaterland liebten, so handelten sie hier, solange sie die Macht hatten, genau wie in Sowjetrußland. Ihre Anführer kamen ja auch von dort und die Waffen, mit denen sie gegen Franco kämpften, ebenfalls.

General Franco hat verhindert, daß sie in ganz Spanien so hausen konnten. Er hatte mit seinen Truppen eine Revolution begonnen, um Spanien vor dem Kommunismus zu bewahren. Während seine Gegner gerufen hatten: „Nieder mit Spanien! Spanien soll sterben!", wollten er und seine Freunde und alle die Menschen, die das nationale Spanien geschaffen hatten, daß ihr Heimatland frei und groß sein sollte. Spanien hat in seiner Geschichte so viele Künstler, Gelehrte, Feldherren, Erfinder, Weltreisende hervorgebracht, darum durfte dieses Land nicht durch die Roten zerstört werden, und seine Geschichte durfte nicht zu Ende sein.

In einer solchen Stadt, schon ganz dicht an der Front, besuchte ich den Stab einer der nationalspanischen Armeen, das Quartier des Befehlshabers der Navarrabrigade, General



Der fahrbare Generalstab



Tank sowjetrussischer Herkunft. Von den Roten auf dem Rückzug vergessen

Solchaga. Das Quartier war nach den eigenen Angaben des Generals eingerichtet worden und bestand aus sechs Lastwagen, die als Wohnwagen, Speisewagen, Kartenwagen usw. dienten. Die Fahrgestelle waren übrigens früher einmal von den Roten erbeutet worden. Wirklich praktisch war dieser fahrbare Generalstab, der sogar seinen eigenen Lichtmotor mitführte. Eine verwirrende Anzahl von Drähten stellte die Verbindung nach vorn sowie zu den Nachbararmeen und nach Saragossa her.

Als ich weiterfuhr, stand am Ortsausgang ein verlassener Sowjettank friedlich vor einer Mauer auf freiem Feld. Die Roten mußten ihn in der Eile vergessen haben. Vergeblich richtete sich sein Geschützrohr nun auf die Stadt. Auf offenen Lastwagen rollten nationale Truppen vorüber. Sie deuteten auf den Tank und lachten und waren guter Laune. Sie saßen dichtgedrängt, hatten sich mit ihren Decken und Umhängen bis an die Nasenspitze eingehüllt, die Gewehre waren zwischen die Knie geklemmt. Braungebrannt die Gesichter. Hinter ihnen kamen ein paar Tanks angerasselt, und da wußte ich, daß in wenigen Minuten schon dort vorn der nächste Angriff beginnen würde. Ein paar Staffeln schwerer Bomber donnerten über uns hinweg, um ihre Last abzuwerfen. Wir konnten die Einschläge von einer Anhöhe gut beobachten. Die klare Luft dieses kalten Wintermorgens war erfüllt vom Geräusch der Motoren und den regelmäßigen Salven einer in der Nähe verdeckt stehenden Batterie. Alle Mittel des modernen Krieges waren hier eingesetzt. Alle Waffengattungen arbeiteten gemeinsam.

Tapfere, schneidige Burschen waren diese nationalspanischen Soldaten. Immer vergnügt, genügsam, jederzeit kampfbereit. Ihre Zähigkeit und Ausdauer, ihr Siegeswille und ihre kämpferische Bereitschaft hatten ihnen den Sieg verschafft und sie alle Schwierigkeiten überwinden lassen.

Dazu waren sie zuerst nur schlecht ausgerüstet gewesen, weil Franco seinen Kampf ohne irgendwelche Lager moderner Waffen beginnen mußte. Auch die Kleidung war mangelhaft gewesen, und die Verpflegung hatte nicht immer geklappt. Aber sie hatten jedes Opfer gebracht und nie den Mut verloren. So hatten sie auch diesmal den Widerstand des roten Gegners überrannt und vernichtet. Katalonien wurde frei!

*

Seit dieser Reise sind nun schon Wochen vergangen. General Franco hat nach seinem Sieg in Katalonien nicht geruht. Er setzte seine ganze Armee gegen den letzten Rest roten Gebietes ein. Aber die Roten selbst hatten den Glauben an ihre Sache längst verloren. Als Franco angriff, fiel die gegnerische Front auseinander, die Anführer flüchteten feige im Flugzeug, und Franco zog in Madrid ein.

Nun ist der Krieg zu Ende, zum Glück für Spanien und zum Segen für ganz Europa. Die ungesetzliche und verlogene Unterstützung, die die Roten aus aller Welt erhalten hatten, war eine Gefahr für den Frieden aller Völker. Die internationalen Mächte, Freimaurer, Juden und Kommunisten, dazu die demokratischen Staaten in Westeuropa und vor allem die Sowjetunion hatten Spanien rot machen wollen. Das ist ihnen nicht gelungen. Die gesunden Kräfte in Spanien selbst haben sich zur Wehr gesetzt und es befreit. Nur zwei Freunde hat Spanien in dieser schweren Zeit gehabt: Deutschland und Italien. Freiwillige dieser beiden Staaten haben mit Francos Soldaten zusammen gekämpft. Sie haben große Leistungen vollbracht, auf die die Heimat stolz sein kann.

Was überhaupt in diesem Kriege geleistet wurde und sich heute wohl noch gar nicht überblicken läßt, verdient unsere größte Bewunderung. Ungeheure Opfer wurden gebracht, von den Soldaten wie von der Bevölkerung. Beide mußten große Entbehrungen auf sich nehmen und auf vieles verzichten, was sie gewöhnt waren. Aber sie taten es gern, weil sie wußten, daß es für Spanien war.

Franz-Otto Wrede.



Das befreite Spanien dankt seinem Befreier. Bilder General Francos an allen Häusern

Aufnahmen: Wrede (4), Hoffmann (3)

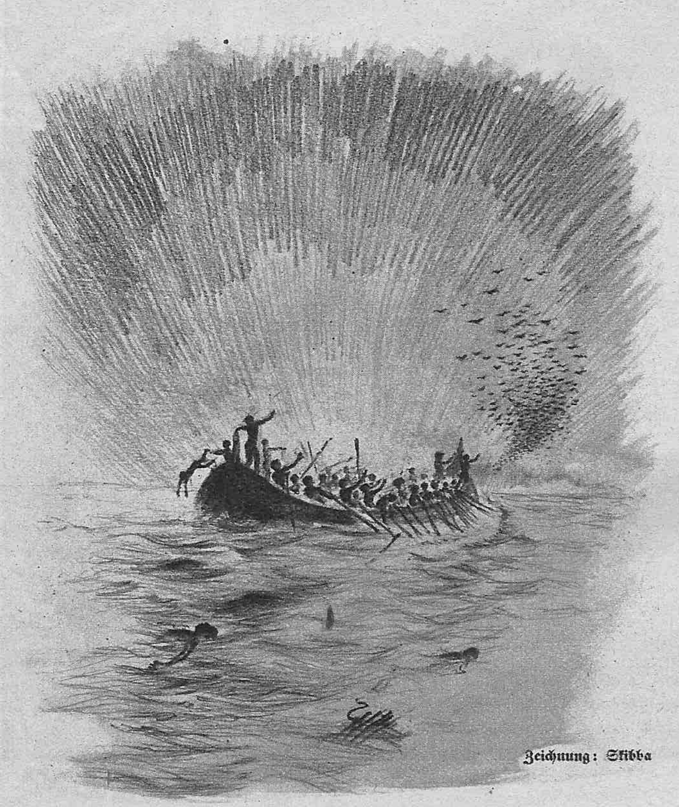
Unsere Kurzgeschichten

Die Schnepfen und der braune Kolumbus

Heute will ich euch eine Schnepfengeschichte erzählen. Ihr kennt doch, oder kennt ihr nicht, das langschnabelige Volk der Schnepfen? Gewiß hat der eine oder die andere von euch schon so einen taubengroßen, braunen Vogel durchs Gehölz trippeln oder übers Moor streichen sehen. „Füit“ machen die Schnepfen, wenn ein Mensch oder ein Fuchs sie erschreckt, und purren steil in die Höhe. Im Herbst, wenn die Blätter fallen, verkriecht sich das Gewürm, von dem die Schnepfen leben, und die Erde wird hart. Die Vögel können mit ihren langen Stechschnäbeln nichts Eßbares mehr zutage fördern und rüsten sich zum Aufbruch. Wie auf Verabredung sammeln sich eines Tages alle Schnepfen eines Landstriches. Der Leitvogel steigt auf, gibt das Signal, läßt sich aber wieder auf die Erde nieder. Beim zweiten Aufstieg folgt ihm das ganze Vogelvolk und zieht über Land und Meer. Vom Norden Europas bis nach dem Norden Afrikas.

Solche Wanderungen, werdet ihr sagen, unternehmen auch Störche und Schwalben. Das ist richtig, aber die Reiselinien der Schnepfen gehen über die ganze Erde. Zu Millionen verlegen diese Vögel ihren Wohnsitz, fliegen von einem Ende der Welt zum anderen. Diese weiten Schnepfenflüge hatten einsame Menschen zum Nachdenken angeregt, wie die Bewohner weltferner Inseln. Die Schnepfen waren ja die einzige Kunde, die so ein kleines Völkchen auf einer kleinen Südseeinsel z. B. von der übrigen Welt erhielt. Schon deswegen dachte man viel darüber nach. War es nicht verwunderlich, sagte man sich, daß immer nach soundso viel Monden ein nicht endenwollender Zug von Vögeln über das kleine Eiland hinwegzog? Die Vögel kamen von der einen Inselseite und zogen über die andere hinaus in die Ferne. Zurück kamen sie nicht. Aus dieser Tatsache versuchte man Schlüsse zu ziehen. Die braunen Menschen hatten ja keine Bücher in jenen Zeiten und waren darauf angewiesen, von der Natur zu lernen. Die Schnepfenflüge brachten nun also die Inselbewohner auf den Gedanken, daß es über ihre kleine Koralleninsel hinaus und die nächstliegenden Inseln, die man mit einem ausgehöhlten Baumstamm erreichen konnte, noch weiteres Land geben müsse. Irgendwo mußte ein großes Festland liegen, das all diesen Millionen von Vögeln Nahrung bieten konnte.

Stellt euch einmal solch eine kleine Insel mitten im stillen Weltmeer vor, zu einer Zeit, wo noch keine großen Schiffe hinkamen, wie wir Weißen sie schon frühzeitig erbaut haben. Für die braunen Südseemenschen gab es nur ihre Insel. Sonst hatten sie von der Welt nichts gesehen. Rund um die Insel war Wasser, dahinter wieder Wasser, und sonst gab es offenbar nichts auf der Welt. Oder gab es doch noch etwas? Das war für sie die große Frage, denn die Menschen vermehrten sich natürlich auf der kleinen Insel wie anderswo. Es gab immer mehr hungrige Münder und weniger zu essen. Schließlich brach eine arge Hungersnot aus. Man begann schon einer den andern aufzufressen. Da blickten in ihrer Bedrängnis die Führer des Inselvolkes zum Himmel auf. Wie wäre es, wenn man den Vogelschwärmen nachzöge, die immer in regelmäßigen Abständen vorbeikamen? Zogen nicht die Vögel in ein großes, unbekanntes Land, das viele Tiere ernähren konnte und also auch viele Menschen? Ohne Zweifel mußte man den Vögeln nachziehen. Es war die einzige Rettung vor der Hungersnot.



Zeichnung: Skibba

Welch ein Entschluß, mit Frauen und Kindern so ins Ungewisse auszuwandern! Eine Expedition wurde ausgerüstet, mit Kriegskanus aus riesenhaften, ausgehöhlten Baumstämmen, die mit Segeln versehen waren und achtzig bis hundert Ruderer faßten. Als zur bestimmten Zeit die Himmelssegler wiederkamen, wurden die Kanus eiligst bemannt, mit Lebensmitteln und Waffen, Küchen- und Jagdgeräten gefüllt. Auch Haustiere wurden mitgeführt, wie der Südseepapagei, die Kea. Und dann ging es los. Die Menschen ruderten den Vögeln nach, ohne zu wissen, wohin die Reise ging. Ohne zu wissen, wie lange sie dauern würde. Bei Tag diente die Schnepfenwolke als Kompaß, bei Nacht der Lockruf der Schnepfenmütter, die ihre erlahmenden Jungen zum Weiterfliegen ermunterten. So ging es Tag um Tag, Woche um Woche.

Kolumbus besaß immerhin ein großes Schiff mit einem Kompaß. Er wußte zwar auch nicht, wie lange die Reise dauern würde, aber das Land, auf das er zusteuerte — Indien —, war bekannt. Er ließ sich auch nicht davon abbringen, in Indien gelandet zu sein, als er auf dem neuen amerikanischen Kontinent ankam, der zwischen Europa und Asien lag, wo man damals nur Wasser vermutete.

Der Kapitän des kühnen Inselvolkes — ich will jetzt verraten, daß es die Maoris waren, von denen ich erzähle —, dieser braune Kolumbus, hatte keine Ahnung, wohin er geraten würde. Die Reise zog sich mehr und mehr in die Länge. Die Kräfte der Ruderer erlahmten. Die Nahrungsmittel wurden knapp. Noch immer zogen die Schnepfen. Das letzte Trinkwasser wurde verbraucht. Noch immer zogen die Schnepfen. Kinder, Frauen und Männer starben vor Erschöpfung, und ihre Leichen trieben auf dem Wasserweg, den man genommen, und über dem — noch immer — die Schnepfen zogen. Schon schien es, als würde keiner aus dem kühnen Volk das Neuland mit Augen sehen, dem die nimmermüden Vögel zuflogen.

Da senkte sich die Wolke der Schnepfen an einem goldenen Frühlingsmorgen tiefer herab. Die Luft über den salzigen Wogen trug einen schwachen Geruch von Nadelwald, der die ausgetrockneten Gaumen erfrischte. Matte Augen richteten sich auf einen Punkt am Horizont: Da war Erde, neues Land. Dürre Arme streckten sich flehentlich danach aus, aber es war noch ein langer Tag, den mancher nicht zu Ende lebte, bis sich die Schnepfen auf das Festland herabsenkten.

Das Land zeigte sich dem Inselvolk als ein langer, roter Nebelstreifen, und darum nannten sie es auch so in ihrer Sprache, der Maorisprache. Viel später, als die Südseeinsulaner schon lange auf der neuen Erde heimisch waren, landeten holländische und englische Schiffe dort ganz zufällig bei ihren Weltumseglungen. Die Weißen glaubten natürlich — und viele glauben es noch heute —, daß die braunen Bewohner von Anfang an dieses schöne, südliche Land bewohnt hätten. Sie hielten sich für seine ersten Entdecker und gaben ihm den Namen Neuseeland. Jetzt wißt ihr wohl, von welchem Teil der Erde ich spreche.

Bei näherer Erforschung stellte sich heraus, daß auch diese neue Erde kein Festland war, sondern sich aus einer Reihe von großen, langgestreckten Inseln zusammensetzte. Sie haben europäisches Klima und erinnern vielfach an die Schweiz. Es gibt dort Alpen mit Gletschern und Schneekoppen und einsame, klare Seen sowie märchenhafte Wälder von immergrünen Eichen und Buchen. Die Maoris leben nur auf der nördlichsten Insel im Gebiete der heißen Quellen und Seen, in denen sie gerne baden — und kochen. Es sind schöne, ebenmäßige Menschen, die, wie die Naturwissenschaftler jetzt herausgefunden haben, von der

Südseeinsel Sawaii auf Samoa oder von dem noch nördlicheren Hawaii gekommen sind, das heute ein elegantes amerikanisches Seebad ist. Auf beiden Inseln ist nämlich der Neuseeländer Papagei, die Kea, zu Hause. Und beide Inseln berühren die Schnepfen auf ihrem Wege von den einsamen sibirischen Flußläufen nach dem unbewohnten Norden Neuseelands, wo sie ungestört wurmen können. Warum aber kommen die Schnepfen nur einmal im Jahr über die Südseeinseln geflogen? Sie machen, das ist das Allermerkwürdigste, eine Rundreise. Verfolgt einmal den Weg auf der Landkarte: Die Schnepfen fliegen von Neuseeland im Herbst über Australien und das asiatische Festland nach Sibirien, wo es dann Frühling ist. In Sibirien nisten die Schnepfen und wählen einen anderen Weg zurück. Für die zarten, jungen Schnepfen nämlich, die beim Ausbruch in Sibirien erst flügge geworden sind, ist der Weg über Tibet, das „Dach der Erde", viel zu beschwerlich. Darum machen die Schnepfenführer einen weiten Bogen, aber bequemen Umweg. Sie fliegen im Bogen über die schönen, warmen Südseeinseln. Dort kann man sich häufig ausruhen und findet ganz besonders schmackhafte Würmer. „Füit! Füit!" Heinrich Hemmer.

Wer baut mit?

Mitten im Dorf liegt die Schule. Breit und mit hohem Giebel überragt sie alle umliegenden Bauernhöfe. Und wenn einer schon nicht wüßte, daß hier die Dorfjugend ihren Vormittag zubringt, er würde es bestimmt an dem fröhlichen Geschrei merken, das weithin dringt, denn es ist gerade große Pause.

Im dichten Schneegestöber tummelt sich die ganze Gesellschaft. Drüben klettert ein Knirps aus dem dritten Schuljahr am Zaun entlang und stupst mit blaugefrorenen Händen, aber unentwegt und beharrlich, eine weiße Pelzkappe nach der anderen von den Latten. Die großen Jungen und Mädchen schlittern mit gespreizten Beinen und wippenden Knien die Bahn entlang. Nur in der windgeschützten Hausecke stehen ein paar kleine Mädchen dicht aneinander, hauchen in ihre Hände oder halten sie unter der bunten Schürze versteckt.

Nun saust auch der Lehrer zu aller jubelnder Freude einmal die Schlitterbahn hinunter und geht dann hinüber zu einer prustenden und herumwühlenden Gruppe Jungen. Wie er aber sieht, daß der lange Fritz aus der ersten Klasse den kleinen, fünf Jahre jüngeren Kurt mit Schnee bearbeitet, greift er mit energischen Händen in das Gewühl und wäscht den verdutzten Fritz tüchtig ab. „Siehst du, so geht es, wenn ein viel Stärkerer über einen kommt!" meint er zürnend und lachend zugleich. „Antreten!" hallt es danach laut über den Hof. In das Durcheinander kommt Ordnung, und auf einen Wink hin geht es mit stampfenden, klopfenden Füßen die Stufen hinauf zur Klasse. Da stehen sie nun in ihren Bänken, links die Mädchen am Ofen, die Jungen drüben an den Fenstern, die Großen hinten und die Allerjüngsten vorn.

„Hände reiben! Kneten! Arme hoch! Ab! Hände reiben! So, wer friert noch?" Als die kleine Irmhild mit ihrer schüchternen Stimme „ich!" piepst, lachen alle prustend los. Dann sitzen sie da und sehen erwartungsvoll den Lehrer an.

„Könnt ihr euch denken, daß es einmal das ganze Jahr hindurch schneien könnte?" fragt er in die Stille hinein.

„Och, das wäre fein, da könnten wir immer Schlitten fahren", meint der dicke Otto.

„Das wäre aber mit der Zeit langweilig, ein ganzes Jahr so, nein —!" ruft ein anderer.

„Dann wächst ja auch kein Korn mehr", meldet sich Adelheid aus der letzten Bank, „und wir müßten alle verhungern!"

„Und doch gibt es Länder auf unserer Erde, da liegt das ganze Jahr über Schnee. Dort wohnen auch Menschen, die können wohl kein Korn bauen und verhungern doch nicht!" wirft nun der Lehrer ein.

„Ja, das ist bei den Eskimos so, hoch oben im Norden!" ruft Eckehard, der Vielbelesene, dazwischen. Und nun sind sie mitten im Unterricht.

Während draußen vor den Fenstern immer dichter der Schnee rieselt, entsteht drinnen in der Klasse vor den Augen der Kinder das Leben der grönländischen Eskimos. Da blitzt das blaue Nordlicht am Himmel, da stehen an den Fanglöchern auf dem Eise die Männer und lauern auf den Seehund, da jagen sie auf schnellen Schlitten hinter den Renntierherden her, da sitzen sie, während der Sturm tagelang heult und rast, in ihren niedrigen Hütten aus Steinen, Rasen oder Schnee bei dem trüben, flackernden Scheine der Tranlampe.

Ab und zu blickt eines der Kinder einmal zum Fenster hinaus in das Schneetreiben. Ja, heute können sie sich das alles richtig vorstellen und es nachempfinden. Die Stunde ist eigentlich schon lange zu Ende, aber sie malen, über ihre Bänke gebeugt, mit heißen Köpfen jeder das, was ihn am meisten beschäftigt. Als später bei Schulschluß die Ranzen gepackt sind, sagt der Lehrer noch, bevor sie auseinandergehen: „Heute nachmittag wird in der Sportstunde nicht gerodelt. Aber Schaufeln, Schneeschippen und Schlitten müßt ihr alle mitbringen. Und dann bauen wir eine Eskimohütte!"

Da bricht eine helle Begeisterung los. Eingemummt, die Mützen weit über die Ohren gezogen und die Hände tief in die Taschen vergraben, stampfen und laufen sie dann durch den hohen Schnee nach Hause. Und beim Mittagessen, als sie mit vollen Backen von den Eskimos erzählen und auch, daß am Nachmittag eine Hütte aus Schnee gebaut werden soll, da schüttelt gar manche Mutter den Kopf über den „neuen Lehrer".

Lange vor der Zeit sind sie schon wieder auf dem Schulhof zusammen. Die größten Jungen nehmen die Schippen und schieben vom Rande her den Schnee in dicken Klumpen nach der Mitte zusammen. Die Jüngeren aber ziehen mit den Schlitten los, auf die Dorfstraße und in die Obstgärten der Nachbarn. Mächtige Rollen werden gewalzt, auf die Schlitten geladen und mit viel Hallo und Geschrei zum Schulhof gefahren.

Rolle auf Rolle vergrößert den Haufen, bis er alle Köpfe überragt. Dann fängt ein lustiges Klopfen und Pochen an. „Hau drauf, gib's ihm, feste, immer feste!" so ruft es an allen Ecken.

Die Schaufeln blinken durch die Luft und patschen unbarmherzig den Schnee fester und fester. Nun wird abgestochen, hübsch rundum, und jeder meint, er könne es am besten. Schließlich kriegt das Ganze doch schon eine ordentliche Form. Einer hat inzwischen von der lachenden Lehrersfrau, die mit ihren Jüngsten oben am Fenster steht, die Kohlen- und die Kehrichtschaufel geholt, und der Lehrer beginnt nun kunstgerecht dicht am Erdboden ein immer tieferes Loch in den Schneeberg zu schneiden. Dann kommen die kräftigsten Jungen als Ablösung daran. Der ausgestochene Schnee wird gleich links und rechts aufgetürmt als ein schützender Wall gegen die kalten Nordwinde.

Nach und nach verschwindet der schnaufende Hermann im Eingang, bald sitzen sie schon zu zweit in der wachsenden Höhlung und werfen die Schneeschollen nach außen. Jetzt friert keiner mehr. Die Dämmerung wächst hinter den Häusern herauf. Mit ihr arbeiten alle um die Wette. Und dann ist es soweit. Zuerst dürfen die Jungen hineinkrabbeln. Dunkel ist es drinnen, und ein bißchen eng geht es zu. Man tritt sich auch einmal etwas unsanft in den Rücken oder stößt mit dem Kopfe gegen irgendeinen. Aber das macht nichts. Schön ist es in der Hütte doch, wenn die Tranlampe auch noch fehlt.

So, nun raus. Die Mädels ziehen doch schon Gesichter. Die wollen auch einmal in der Eskimohütte hocken und haben dafür brav ihren Anteil Schnee geholt.

*

Am nächsten Morgen, als der Lehrer die Klasse betritt, liegen wohl fein säuberlich alle Ranzen ausgepackt unter den Bänken, aber die Kinder sind verschwunden. Wie sein Blick durch das Fenster schweift, sieht er gerade noch ein Paar Beine im Eingang der Eskimohütte — weg sind sie.

Ach, was geben sie sich dann für Mühe, den Lehrer aus dem schützenden Schneehaus heraus zu überzeugen, wie schön es doch wäre, wenn der Unterricht da drinnen stattfände. Aber er ist unerbittlich. Aber sie auch, und keiner kommt. „Nun", ruft da schließlich der Lehrer in die Hütte hinein, „dann steige ich euch eben aufs Dach und ihr sitzt dann wie die armen Hasen im Schnee!" Da quieken einige, und die ersten Ängstlichen kommen rasch auf allen vieren heraus, brummend krabbeln die großen Jungen als letzte ihnen nach.

Eine Ehrenrunde um den Hof macht alle warm, und auch die Brummler werden zufrieden.

Und die Schneehütte? werdet ihr fragen. Mit der haben wir noch viel Spaß gehabt. Im März aber kam der Tauwind, und eines Tages lag nur noch ein häßlicher, grauer Schneehaufen auf dem Hofe. Der Frühling kam und lockte mit anderen Spielen.

Ihr alle aber, die ihr jetzt diese Geschichte lest, ihr Stubenhocker, kommt raus in den Schnee und baut euch auch einmal eine Eskimohütte. Max Breuel.

Till ist wieder im Lande

Neue Streiche, nacherzählt von Peter Osten

Wenn Till Zeitung liest, dann ärgert er sich immer und immer wieder über die geschmacklose Werbung der Zigarettenfabriken. Groß und breit werben sie für ihre Rauchware. Ja, sie bringen bebilderte Anzeigen, in denen sie das Rauchen als männlich bezeichnen. Dabei ist das Rauchen ein Laster, das für jeden Menschen schädlich ist. „Es ist ein Verbrechen, jungen Menschen das Zigarettenrauchen als Zeichen von Männlichkeit darzustellen", schreibt der Till. „Ich finde vielmehr, daß es reichlich unmännlich ist. Besonders bei denen, die da sagen: „Wir kommen ohne Zigaretten nicht aus" oder „Wir können ohne Zigaretten nicht arbeiten"."

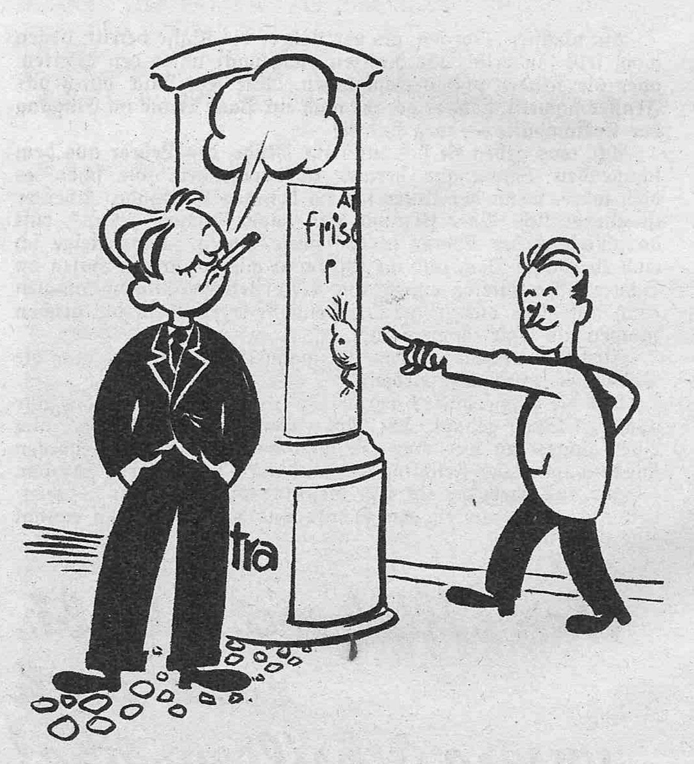
Das ist im Gegenteil der beste Beweis für die Unmännlichkeit des Rauchens, denn dadurch geben diese Menschen zu, daß sie dem Laster des Rauchens verfallen sind und sich zu schwach fühlen, um es wieder zu lassen.

Till hat in seinem Leben früher auch geraucht. Daraus macht er kein Hehl. Aber als er einmal von einem Arzt erfuhr, wie schädlich dieses Laster für den menschlichen Körper ist, stellte er es sofort ein. Jetzt raucht er keine einzige Zigarette mehr. Kurz entschlossen hat er das Rauchen von heute auf morgen eingestellt. Gewiß, es fiel ihm zuerst schwer, aber er überwand seine Schwäche. Das ist eher männlich, als sich den Körper durch Gift zu verderben.

Was aber kann Till tun, um mitzuhelfen, daß dem Rauchlaster ein Ende bereitet wird? Überall lesen Jungen und Mädel vom Tabakgenuß, oft sogar hören sie einen Menschen sagen: „Raucht weniger, aber gut."

Solche Propaganda ist erst recht irreführend. Gewiß, sie schränkt vielleicht das viele Rauchen ein, aber andererseits täuscht sie die Menschen. Rauchen ist niemals gesund. Auch wenn nur wenig geraucht wird. Rauchen ist in jedem Falle für den menschlichen Körper schädlich. Das kann keine noch so geschickte Werbung bestreiten.

Jungen und Mädel (ja auch ihr Mädel, die ihr vielleicht glaubt, daß Zigarettenrauchen zu einer „Dame" gehört), hütet euch vor dem zersetzenden Gift des Tabaks. Niemand kann und wird euch das Rauchen verbieten. Das könnt ihr nur selbst tun. Haltet euren Körper gesund, meidet die Genußgifte.



Was ist daran „männlich"?

Till findet auch hier einen Weg. Der ist zwar ein wenig hart, aber ungeheuer erzieherisch: Er hat einen guten Freund, der ein leidenschaftlicher Raucher ist. Das aber will ihm Till abgewöhnen. Zuerst hat er es zwar mit gutem Zureden versucht. Aber es half alles nichts. So greift er zur Gewalt.

Als er eines Tages bei seinem Freunde zu Besuch ist, ergibt sich eine günstige Gelegenheit. Der Freund wird zufällig abgerufen und bittet Till, auf ihn zu warten. „Natürlich", nickt Till. In Gedanken schiebt der Freund ihm den Zigarettenkasten hin. „Rauch' ein wenig", sagt er, „ich komme sofort zurück." Und schon ist er fort. Er hat vergessen, daß Till jetzt überzeugter Nichtraucher ist. Sicher würde er gelacht haben, wenn er dessen Gesicht dabei beobachtet hätte.

Till starrt ihm jedenfalls verdutzt nach. Gedankenlos spielen seine Finger dabei mit der Zigarettenschachtel. Sie klappen den Deckel einmal auf, einmal zu. Bis Till schließlich merkt, womit er spielt.

„Zigaretten", lacht er sich selber aus, „das kommt von der Gedankenlosigkeit." Verächtlich schiebt er die „Sargnägel" fort. Plötzlich kommt ihm ein Einfall. Joi, der ist gut. Das gibt einen Pfunds-Streich. Schnell sieht sich Till in der Stube um. Er muß schnell machen, sonst kommt der Freund zurück, ehe der Streich eingefädelt ist. Ja, eingefädelt, richtig eingefädelt.

Bald hat Till auch gefunden, was er suchte, nämlich Nadel, Schere und Garn. Sofort beginnt er mit seiner Arbeit. Durch jede einzelne Zigarette zieht er der Länge nach einen Faden schwarzen Garns und schneidet ihn dann ganz knapp ab. Nicht eine Zigarette vergißt er dabei. „So, nun wollen wir doch einmal sehen, ob das nicht hilft", lacht er vor sich hin und vertieft sich in ein Buch.

Die Tür klappt. Der Freund kommt heim. Lachend tritt er in das Zimmer. „Du mußt schon entschuldigen", sagt er zum Till, „aber Dienst ist Dienst." Geräuschvoll wirft er sich in einen Sessel. „Phh ...", macht er, „bin ich abgespannt. Jetzt eine schöne Zigarette. Das tut gut." Schon greift er nach der Schachtel und den Streichhölzern. Er nimmt sich eine Zigarette. Ein Streichholz flammt auf und die ersten feinen Rauchwolken steigen zur Decke. Till sieht schmunzelnd, wie sein Freund sich genießerisch in den Sessel zurücklehnt. „Na warte nur", denkt er bei sich, „bald wirst du auf den Genuß verzichten." Das klingt zwar sehr schadenfroh. Aber Till ist der Überzeugung, daß jedes Mittel erlaubt ist, wenn es sich darum handelt, einem Menschen Gutes anzutun. Einem jungen Menschen das Rauchen abzugewöhnen ist eine gute Tat. Daran zweifelt Till nicht im geringsten.

Es dauert auch nicht lange, da nimmt der Freund die Zigarette aus dem Mund und drückt sie im Aschbecher aus. „Pfui Teufel", schimpft er, „die schmeckt ja nach verbrannten Lumpen." Mißtrauisch sieht er auf das Firmenzeichen. Ja, das stimmt. „Sonderbar", stellt er fest, „ich rauche diese Sorte sonst am liebsten. Heute schmeckt sie mir gar nicht. Na, versuche ich halt eine andere." Und schon hat er sich eine neue gegriffen und zündet sie an. Natürlich kann auch diese nicht schmecken. Sie wandert darum nach den ersten Zügen auch in den Aschbecher. „Schmeckt's nicht?" fragt Till. Der Freund schüttelt den Kopf. „Nein", murrt er, „ich rauche keine Zigaretten mehr. Heute habe ich zum ersten Male gemerkt, wie das Zeug im Halse kratzt. Das kann ja nicht gesund sein." Schweigend nimmt er die ganze Schachtel und wirft sie in den Mülleimer. Er macht damit endgültig Schluß. Aus, es wird nicht mehr geraucht. Till freut sich darüber.

Als er seinen Freund zwei Wochen später wieder trifft, erzählt der ihm freudestrahlend, daß er jetzt sportlich ganz groß in Form sei. „Beim Hundertmeterlauf war ich sogar Erster", lacht er froh, „das macht sicher, weil ich nicht mehr rauche." „Sicher", antwortet Till und erzählt ihm dann von seinem Streich. Erst scheint der Freund böse zu sein, dann aber dankt er dem Till. „Vielleicht hätte ich es sonst nie gelassen", sagt er, „es war schon richtig, was du getan hast. Ich danke dir."

Darüber freut sich Till, denn ehrlicher Dank ist etwas Seltenes.

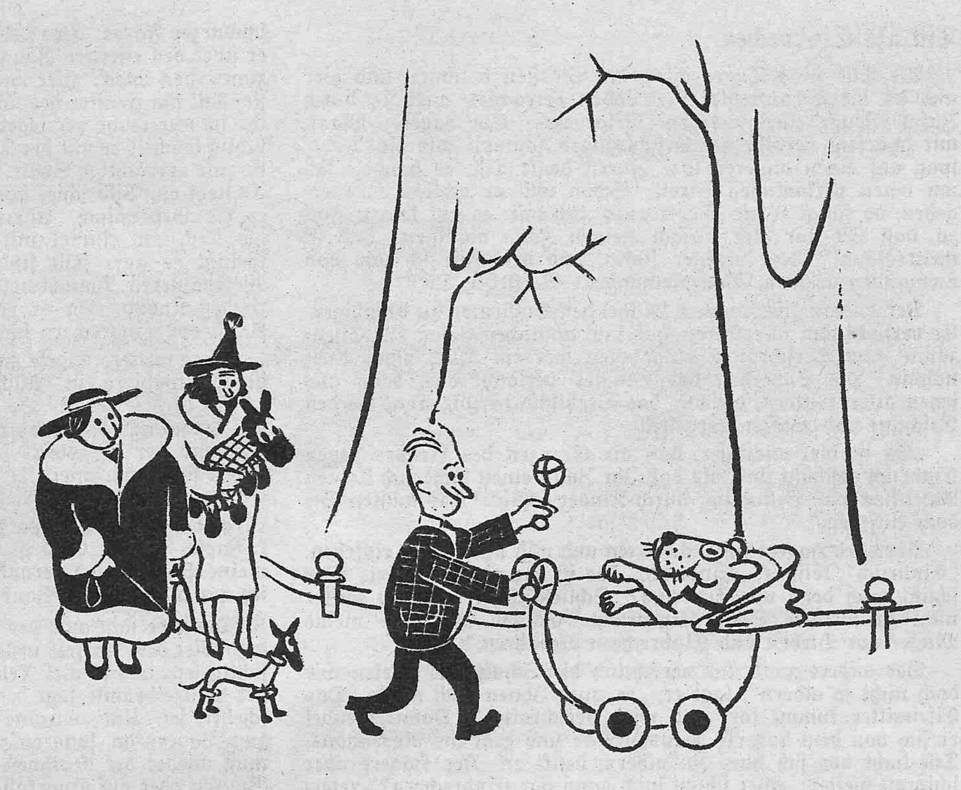
„Einem Menschen zu helfen ist schön, auch wenn kein Dank dafür erfolgt."

So schreibt der Till.

Von Moppeln, Pussis, Uschis und anderen Kötern

Till ist ein großer Tierfreund. Welcher vernünftige Mensch wäre das auch nicht? Um so mehr ärgert es ihn, wenn er auf Menschen trifft, die sich zwar Tierfreunde nennen, aber in Wirklichkeit gar keine sind. Nicht, daß jene Leute etwa lügen oder betrügen, nein, sie sind nur dumm und unbelehrbar. Sie meinen es mit ihren Tieren zwar gut, aber wenden völlig falsche Mittel zur Tiererziehung an. Till kann sich die Platze darüber ärgern.

Wenn er des Sonntags öfter durch den Stadtpark spazierengeht, dann trifft er überall solche falschen Tierfreunde. Es tut ihm persönlich weh, wenn er junge Rassehunde in Wolldeckchen gehüllt umherspielen sieht. Meist tragen sie dann noch rosa Schleifchen oder kleine Glöckchen am Halsband. Wenn dann das Frauchen von der Bank her ruft: „Uschi, Puschi, komm!", dann klingelt beim Laufen das Silberglöckchen, und alle finden das schön. Schon allein die Hundenamen verraten oft, ob ihr Besitzer oder meistens sogar die Besitzerin einen wirklichen Hund haben will oder nur ein Spielzeug, ein Schoßhündchen. Da gibt es die unsinnigsten Namen: Uschi, Puffi, Mulle, Lumpi, Mutzi-Putzi, Rackerle, Mäuschen usw.



So fährt er seinen Hund spazieren

Um die Hunde ist es schade. Meist sind es nämlich gute und teure Rassehunde, die auf solche Art und Weise verdorben werden. Da sitzen die lieben „Frauchen" daheim am Kaffeetisch und füttern ihre Lieblinge mit Zuckerstückchen, Schokolade und ähnlichen Leckerbissen. Wehe, wenn ihnen jemand sagt, dies sei für den Hund schädlich. Der arme Kerl kann uns nur leid tun, denn wütend würden ihn die „Frauchen", jawohl die „Frauchen" ankläffen. Das ginge ihn gar nichts an, er solle sich nicht um Dinge anderer kümmern, so oder ähnlich würde es heißen. „Wir können unserem Uschi, Pussi (oder wie das arme Vieh sonst heißt) geben, was wir wollen. Schließlich ist es ja unser Hund", sagte eine der dummen Hundebesitzerinnen zum Till.

„Natürlich, natürlich", nickte der nur, „ich wollte Ihnen ja um Himmels willen keine Vorschriften machen. Nur dem armen Hund wollte ich helfen. Der wird doch blind durch Ihre falsche Pflege." — „Das geht Sie einen Schmutz an, junger Mann", fertigte ihn das erboste „Frauchen" ab und wendet ihm schnippisch den Rücken.

Mit Mühe unterdrückt Till eine scharfe Antwort. Solchen unvernünftigen Menschen müßte man die Ohren langziehen können, denkt er bei sich. Dann lacht er plötzlich wieder froh: „Dummes Gesindel, mir könnt ihr doch nicht die gute Laune verderben." Pfeifend spaziert er weiter durch den Park. Hinter ihm schimpfen ein paar erboste Frauen: „Frecher Strolch! Tagedieb! Junger Schnösel!", so ungefähr geht es eine ganze Zeit lang. Und Till? Was sagt der Till dazu? Er gibt die einzig richtige Antwort. Mögen die alten Tunten sagen, was sie wollen. Er pfeift darauf.

Warum soll er sich auch ärgern? Verdruß lohnt sich niemals. Vor allem aber dann nicht, wenn er durch dumme Menschen veranlaßt wird.

Aber auswischen wird er diesen Menschen sicher eins. Bald kommt auch der Tag, da gibt er ihnen eine recht passende Antwort. Es ist wieder Sonntag. Hell und warm strahlt die Sonne vom Himmel herab. Überall grünt und blüht es. Ein richtiger herrlicher Maientag ist angebrochen. Wer wird da in enger Stube sitzenbleiben? Wer wird da nicht hinausziehen ins Freie? Solch ein Sonnentag muß genutzt werden. Und er wird auch von alt und jung freudig genossen. Im Stadtpark spazieren Eltern mit ihren Kindern, Männer und Frauen, Verlobte und Verliebte. Aber auch die Hundebesitzer wollen den schönen Tag nicht nutzlos verstreichen lassen, und so machen sich die „Herrchen" und „Frauchen" mit ihren Uschis, Pussis, Mutzi-Putzis usw. auf, um ihren sonntäglichen Spaziergang zu erledigen. Dabei werden die „Hündchen" noch einmal so schön geputzt wie sonst. Manch einer erhält eine besonders grelle hellblaue Schleife. Fast alle werden in einen wollenen Überzug gesteckt. Dann geht es los. Das ist ein Gebimmel und ein Gekläffe. Manch „Hündchen" rennt überhaupt nur, wenn sein „Herrchen" ihm „Zuckerchen" zuwirft. Kurzum, es ist für jeden echten Tierfreund ein Greuel, so etwas mit anzusehen.

Mehr als ein Spaziergänger findet das Getue albern. „Die sollen sich lieber Kinder anschaffen", knurrt oft einer, wenn er ein Ehepaar mit solchem entarteten Hund trifft. Und er hat sicher recht. Besser wäre es für manches Paar, wenn es seine falsche Hundeliebe auf ein eigenes Kind anwenden würde. Ein Hund ist niemals Ersatz für ein solches, auch wenn er an dessen Stelle angeschafft wurde.

Ein Hund bleibt ein Hund, auch wenn er noch so treu und folgsam ist. Ein Hund ist ein Tier, muß also auch wie ein Tier behandelt werden. Wer einen Hund verpimpelt und verniedlicht, der sündigt an den Gesetzen der Natur.

Mit Recht sehen wir verächtlich auf sogenannte Damen mit „niedlichen und süßen" Schoßhündchen. Uns ist ein großer und schöner Schäferhund lieber als ein verhätschelter und überzüchteter Luxushund, den man nur mit einer vierbeinigen Sofarolle vergleichen kann.

„Albernes Gehabe", sagen die Leute, wenn sie das Getue der falschen Hundeliebhaber sehen. Plötzlich lachen sie. Was ist denn los? Aha, da gibt es einer diesen Hundetanten beiderlei Geschlechts. Wer kann das schon sein? Nur der Till. Und so ist es. Er taucht auf einmal quietschvergnügt und fidel auf. Vor sich her schiebt er einen Kinderwagen, in dem zur großen Freude aller Leute eine riesige Fleischerdogge sitzt. Oh, Till hat sie sonntäglich ausgeputzt. Hier eine Schleife und da eine Schleife. Till selbst schwingt eine Kinderklapper im Takt und singt dabei:

„Ratter, ratter Hundchen,
Wie niedlich ist dein Mundchen.
Wie reizend ist dein Mündchen.
Du bist mein kleines Kindchen."

Lachend bleiben die Leute stehen. Ja, sie begreifen den Till. Das ist die richtige Antwort. Die Kinder nehmen den Vers jubelnd auf, und wo sie später solche falschen Hundeliebhaber treffen, singen sie: „Ratter, ratter Hundchen."

Man sagt, daß jetzt selten Hunde mit rosa Schleifchen im Stadtpark zu sehen seien. Ob es stimmt? Schön wäre es ja. Das meint auch der Till. „Man kann einem Menschen die beste Lehre erteilen, wenn man ihn der Lächerlichkeit preisgibt."

So schreibt der Till.

Till als Einbrecher

Als Till eines Tages durch die Straßen bummelt und hier und da die Schaufenster der Läden betrachtet, wird er durch Zufall Zeuge eines erregten Gespräches. Ein hagerer Mann mit scharfen, verbissenen Gesichtszügen schimpft wie ein Rohrspatz auf einen anderen los. Zuerst denkt Till, es handele sich um einen persönlichen Streit. Schon will er achtlos vorübergehen, da fängt er die Worte auf: „Ich lasse es auf keinen Fall zu, daß Sie mir hier einfach meinen Zaun abreißen. Das ist mein Zaun. Mein eigener Zaun, und den lasse ich mir von niemanden nehmen. Von niemanden! Verstehen Sie?"

Der andere gibt sich rege Mühe, den Erzürnten zu beruhigen. Er versucht ihm zu erklären, daß laut amtlichen Erlaß alle Eisenzäune zum Verschrotten eingezogen werden. Alle, ohne Ausnahme. Die Sicherheit des Staates verlangt das, denn aus jenen alten Gittern, die nur das Stadtbild verunzieren, werden Geschütze und Waffen hergestellt.

„Es ist viel wichtiger, daß die Grenzen des Reiches gegen Einbruch geschützt sind, als daß Ihr Zaun einen lächerlich kleinen Rasenfleck vor Benutzung durch Kinder schützt. Das müssen Sie doch einsehen."

Aber der Hagere sieht nichts ein und will auch nichts einsehen. „Einbruch", keift er, „Einbruch. Das ist das richtige Wort. Wer schützt mich denn vor Einbruch? Schließlich ist doch das Gitter nicht zu meinem Spaß angebracht. Es soll mich und meine Mieter vor Dieben und Einbrechern bewahren."

Der andere zuckt nur verächtlich die Schultern. „Seien Sie doch nicht so albern", sagt er, „es nutzt Ihnen doch nichts. Das Eisengitter kommt fort und wird verschrottet." Damit wendet er sich von dem hageren Hauswirt ab und geht ins Nebenhaus. Till lacht vor sich hin. Zu albern, denkt er. Der Hagere aber schimpft weiter: „Wer schützt mich dann vor Einbrechern?" zetert er. „Nachher kommt niemand für den Schaden auf."

„Es wird schon niemand bei Ihnen einbrechen", will Till ihn beruhigen. Doch da kommt er an den Falschen. „Jetzt nicht", schnauzt ihn der Wirt an, „jetzt ist ja noch mein Gitter da. Aber wenn es mir genommen wird, wer weiß, was dann kommt." Da wendet sich auch Till schweigend ab und geht davon. Unterwegs kommt ihm ein Gedanke. Ja, diesem belfernden Wirt muß man einen Streich spielen. Der soll sich das Schimpfen abgewöhnen.

Spät in der Nacht steht Till wieder vor dem Haus. Niemand würde ihn jetzt erkennen, denn er trägt einen langen, dunklen Mantel. Seinen Kopf ziert ein ungeheurer Schlapphut von tiefschwarzer Farbe. Vor den Augen hat er eine Maske. So steigt er über den eisernen Zaun und klimmt die Hauswand hoch. Bis zum ersten Stock. Hier wohnt der hagere Hauswirt. Leise macht sich Till am Fenster des Wohnzimmers zu schaffen. Er hat Glück. Es ist nur leicht verriegelt. Im Nu ist Till im Zimmer. Vorsichtig leuchtet er mit der Taschenlampe die Wände ab. Aha! Da ist eine verdächtige Stelle. Langsam schiebt Till sich näher heran. Er sieht ein Bild schief hängen. Als er es beiseiteschiebt, entdeckt er ein Geheimfach. Allerdings ist es schlecht verschlossen, denn als Till nur einmal mit dem Fingernagel am Schloß polkt, springt es auf. Till findet darin gebündelte Geldscheine und Wertpapiere. „Donnerwetter", staunt er, „der ist ja ein verflucht reicher Knopp. Da ist es auch kein Wunder, wenn er solche Angst vor Einbrechern hat."

Ohne weitere Worte zu verlieren steckt sich Till das Geld und die Wertpapiere ein. Auch den Paß, den er noch entdeckt, schiebt er sich in die Tasche. So bereichert verläßt er, wie gekommen, die Wohnung. Niemand hat ihn gehört oder gar gesehen. Und während der Hauswirt sich im Traume von Einbrechern belagert sieht, marschiert Till mit seiner Beute pfeifend heimwärts. Er ist mit sich selbst zufrieden.

Am anderen Morgen bekommt der hagere Hauswirt Schreikrämpfe. „Mein Geld ist gestohlen", brüllt er verzweifelt, „alle meine Papiere sind geraubt. Ich bin ein armer Mann. Oh, hätte ich nur alles auf die Bank getragen."

Dasselbe sagt auch der Polizeibeamte auf der Wache, als ihm der Wirt den Vorfall meldet. „Wie können Sie auch so unvorsichtig sein und so viel Geld bei sich zu Haus aufbewahren." Ja, der Polizeibeamte sagt dem Verstörten sogar, daß ihm recht geschehen sei. Und warum? Das ist ganz einfach. Geld ist nicht zum Lagern da, sondern zum Arbeiten. Jeder gesparte Pfennig muß wieder der deutschen Wirtschaft zugeführt werden. Ob auf Banken oder auf Sparkassen, jedenfalls muß jeder sein gespartes Geld so anlegen, daß damit gearbeitet werden kann. Abgesehen davon, verzinst sich das Geld dort noch, während es zu Haus nutzlos liegt und keinen Pfennig Zinsen trägt.

Gebrochen hört sich der Hauswirt die Belehrungen an. Ja, hätte er . . .; aber jetzt ist es zu spät. Jetzt ist das Geld ganz verloren. Die Polizei verspricht ihr möglichstes zu tun. Aber sie hat bisher keinerlei Anhaltspunkte, wer für die Tat in Frage käme. Auch der Wirt hat niemanden in Verdacht. So stehen alle vor einem Rätsel, das unlösbar erscheint.

Erst am nächsten Tage klärt sich alles auf. Der Hauswirt erhält nämlich von der Bank eine Bestätigung für eingezahltes Geld und hinterlegte Wertpapiere. Es ist genau die Summe, die er in seinem Versteck verwahrt hatte. Glücklich, unsagbar glücklich eilt er mit dieser Mitteilung zur Polizei. Der Beamte freut sich mit ihm. „Das ist wirklich ein sonderbarer Dieb gewesen", sagt er, „was mag ihn wohl bewogen haben, Ihr Geld zu stehlen und dann sogar gut anzulegen? So etwas habe ich noch nicht erlebt."

Auch der glückliche Hauswirt kann das alles nicht recht begreifen. Vor allen Dingen ist es ihm unverständlich, wer von seinem Gelde wußte. (Er konnte ja nicht wissen, daß auch Till nur durch einen Zufall hinter das Versteck kam.)

„Ich begreife das nicht", meint er zu dem Beamten, „keine Mitteilung dabei, keine einzige Zeile. Es ist doch zu sonderbar."

„Richtig", unterbricht ihn der Beamte, „beinahe hätte ich es vergessen. Ich habe noch einen Brief für Sie, den fanden wir heute in unserem Postkasten."

Neugierig reißt der Wirt den Umschlag auf und liest:

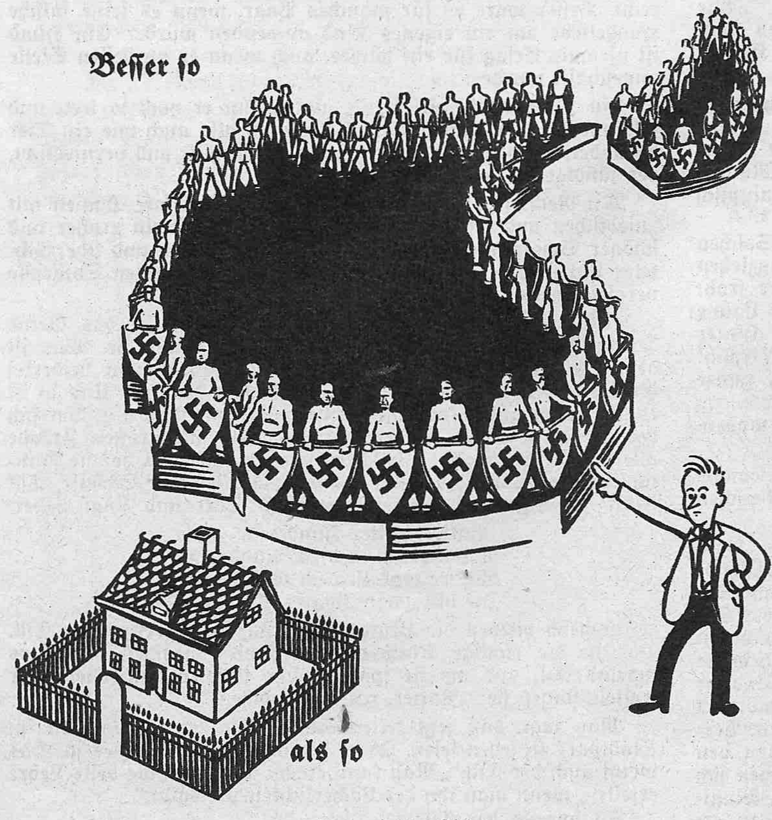
„Mein lieber Zeitgenosse!

Der Dieb war ich. Der Beweis ist erbracht, daß man trotz des Eisengitters einbrechen kann. Sie haben Ihr Geld wieder. Wie leicht aber hätte es anders ausgehen können. Also, mein Lieber, lassen Sie den Zaun beruhigt verschrotten. Da leistet er viel bessere Dienste als bei Ihnen.

Im übrigen nichts für ungut. Till."

„So ein Strolch", sagt der Polizist, aber er scheint dabei zu lächeln. Der Hagere ist verlegen. „Aber er hat recht", meint er. „Natürlich", nickt der Beamte, „deshalb lassen wir ihn auch laufen."

Till aber wandert bereits weiter in das Land hinein, neuen Erlebnissen entgegen.



Das meint der Till

....und ein paar Kleinigkeiten

Eine Rechenstunde

Eine Rechenstunde? Das geht nämlich auch! Freilich, man muß schon in der fünften oder sechsten Klasse sein wie Hans und Klaus und etwas von der Prozentrechnung verstehen.

Hans sagt: „Wir sind 40 Schüler. Davon lesen 28 unsere Schülerzeitschrift.“ Klaus überlegt ein Weilchen. Dann antwortet er: „Meine Klasse ist noch besser. Unter 36 Kameraden sind 27 Leser!“ Hans will sich nicht gern geschlagen geben und meint ehrgeizig: „Da brauchen ja nur noch zwei Leser geworben zu werden, dann sind wir ebenso gut wie ihr!“ Klaus aber triumphiert: „Auf 30 Leser kommen wir sowieso. Im nächsten Monat haben wir drei Geburtstagskinder in unserer Klasse. Alle drei wünschen sich zum Geburtstag einen Jahresgutschein auf „Hilf mit!“, und dann holt ihr uns überhaupt nicht mehr ein!“

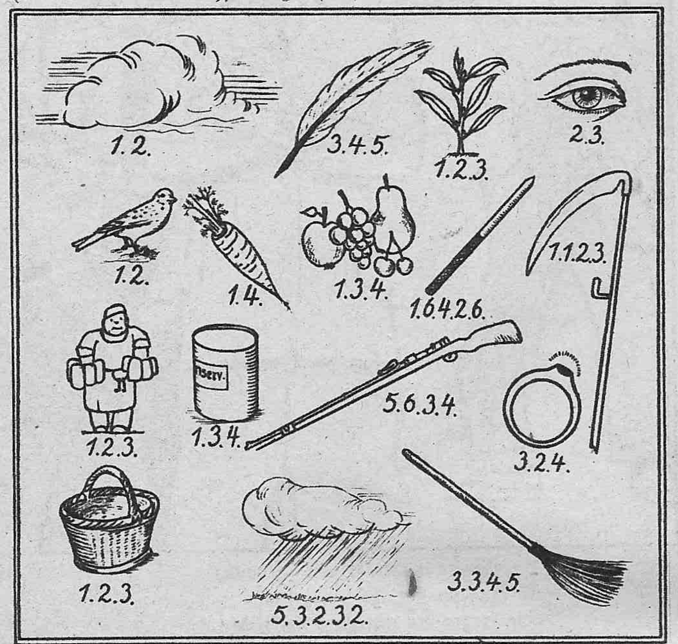
Die Klasse vom Klaus ist von der ganzen Schule wirklich die beste Leserklasse. Das liegt an einem kleinen Geheimnis. Klaus verriet es und erzählte: „Wir zeichnen auf Millimeterpapier das ganze Jahr hindurch Monat für Monat eine Leserkurve, wie das der Arzt im Krankenhaus mit der Fieberkurve täglich tut. Der Unterschied ist nur der, daß sich der Arzt bei fallender Fieberkurve freut, während wir über die steigende Leserkurve jubeln.“ Hans lacht: „Das sieht dann aus wie eine Treppe mit ungleich hohen Stufen, nicht wahr? — Ich zeichne meine Klassenkurve lieber wie eine Bergbesteigung. Und dann kaufe ich mir auch nicht extra Millimeterpapier! Mein Rechenheft mit den niedlichen Quadratkästchen geht auch dazu!“ — „Da hast du recht!“ meint Klaus, „so könnte meine kleine Schwester ihre „Jugendburg“-Leser auch schon aufzeichnen!“

Hans denkt nach: „Schön wäre es, wenn wir monatlich eine Leserkurve von der ganzen Schule führen würden. Von Herrn Möller weiß ich, daß von den 420 Kindern unserer Schule 40% den letzten Jahrgang gelesen haben. Dies Jahr sind wir schon um 20% höher gekommen.“ Klaus wird stolz: „Da steht ja meine Klasse weit über dem Leserdurchschnitt der Schule!“ Und Hans beendet die Plauderei: „Das kann ich von meiner Klasse auch behaupten!“

Wer kann da von uns noch mitrechnen! H. Tolkemitt.

Bilderrätsel

Werden den Namen der abgebildeten Dinge die durch eine Zahl bezeichneten Buchstaben entnommen und in der Reihenfolge der Bilder nacheinander gelesen, so erhält man eine Bauernregel. (ö wird als ein Buchstabe gelesen.)





Was stimmt auf dem Bilde nicht?

Der 10. April 1938 in Wien

Auf vielfache Anfrage teilen wir mit, daß diese Erzählung in „Hilf mit!“ Nr. 7 dem Buche Helmut Sündermanns „Die Grenzen fallen“ entnommen wurde. Es erschien im Franz Eher-Verlag, München, zum Preise von 3,50 RM.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 7

Was ist das? Schubkarren — Harz — Schach, Teil = Schachtel.

Zwei Rätsel: Schornsteinfeger — Besen.

Zum Rechnen: Anfangs hat der erste Junge 5,50 RM., der zweite 3 × 5,50 + 2 = 18,50 RM. Das sind zusammen 24 RM. Hiervon behält der zweite 3 RM., und es verbleiben 21 RM., die im Verhältnis 1 : 2 oder 7 RM. zu 14 RM. zu teilen sind. Rechnet man jetzt die 3 RM. wieder hinzu, so besitzt der erste Junge 7 RM., der zweite 17 RM. Der zweite Junge gab also 1,50 RM. ab.

Da stimmt doch etwas nicht! An den Uniformen erkennt ihr, daß es sich um die Zeit Friedrichs des Großen handelt. Damals gab es aber das Eiserne Kreuz noch nicht.

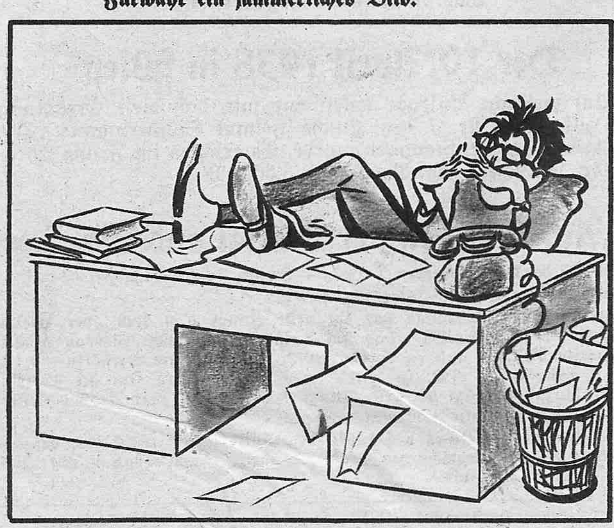
Herausgeber: NS.-Lehrerbund, Bayreuth. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin.
Druck und Verlag: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Alle Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, ebenda. — Nachdruck verboten. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto. — Die drei Schülerzeitschriften des NSLB.: Für die Älteren „Hilf mit!“, für die Jüngeren „Deutsche Jugendburg“, für die Jüngsten „Bilderzeitschrift Deutsche Jugendburg, Ausgabe A“

Wer schreit, hat unrecht!

„Was schreib' ich bloß?“ so denkt der hier.
Im Körbchen häuft sich das Papier.



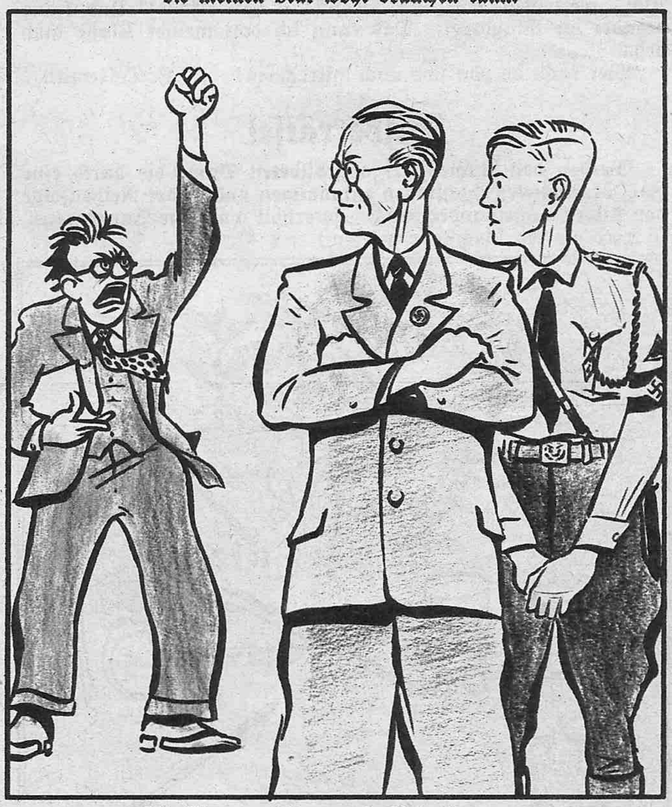
Er rennt und schwitzt, die Haare wild.
Fürwahr ein jämmerliches Bild.



Spät zündet der Gedanken Blitz.
Er kaut an seiner Finger Spitz'.



„Der Jugend nehm ich heut mich an,
die meinen Rat wohl brauchen kann.“



Die Worte wählt er mit Bedacht,
die Jugend hat ihn ausgelacht.
Sie fragte ihn nur ganz bescheiden:
„Was willst du Stänker von uns beiden?“

Zeichnungen: H. Skibba